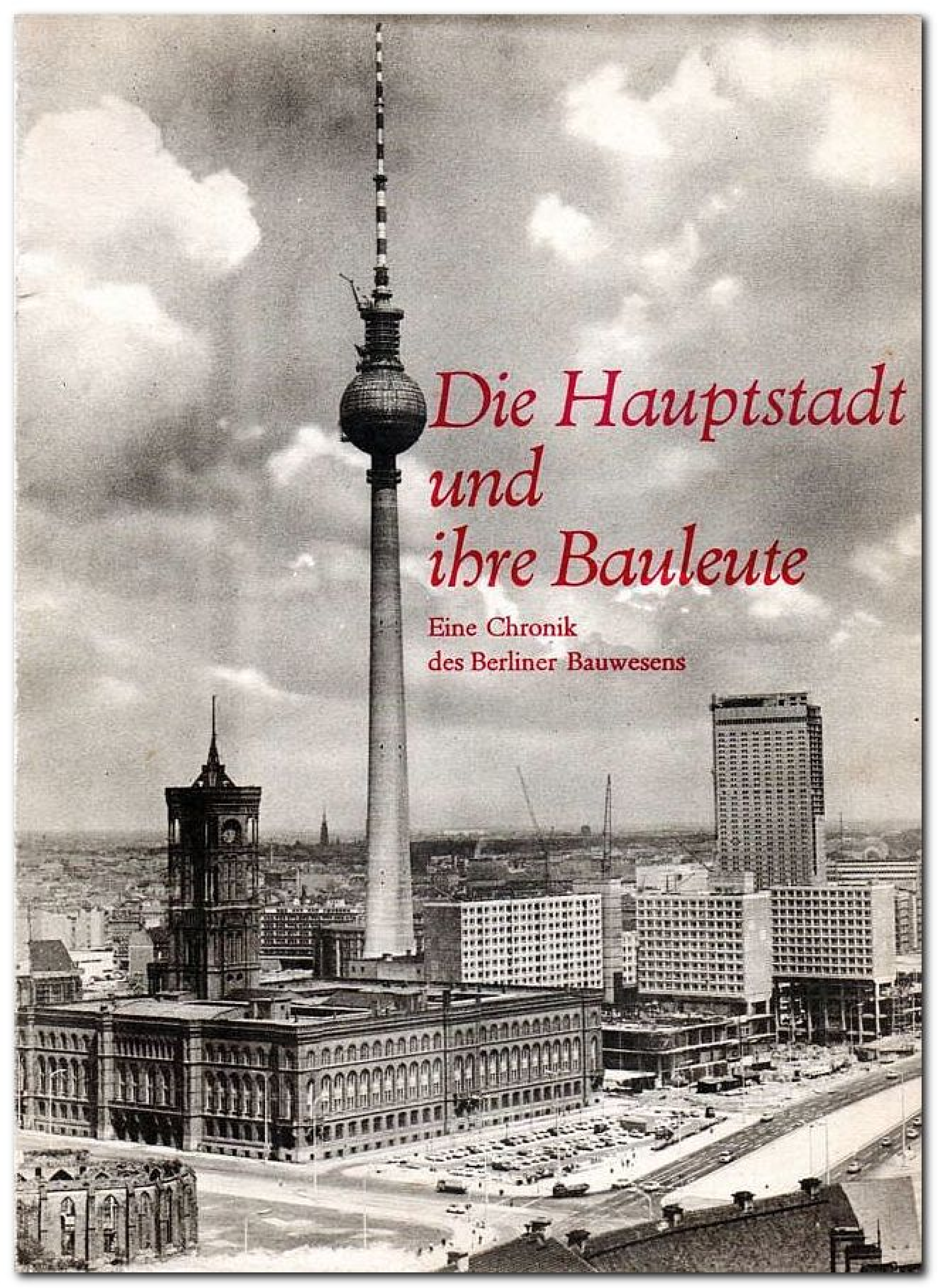


Die Hauptstadt und ihre Bauleute

Eine Chronik des Berliner Bauwesens

Die Hauptstadt und ihre Bauleute

Eine Chronik des Berliner Bauwesens

von Dieter Bolduan
und Siegfried Dziadek

Herausgegeben vom Bezirksbauamt
beim Magistrat von Groß-Berlin

Gestaltung: Heinz Jäger
Fotos: Schönfeld (Titelfoto, 35); Schmidtke (6); Krawutschke (9); Lange (2); Barth (2); Wache (1); Liedke (1); Kraemer (2); Vetter (1); Deutsche Bauinformation (2); Bezirksbauamt (12); Humboldt-Universität (1); ZB (14); VEK Tiefbau (1); Stadtarchiv Berlin (2)
Zeichnungen: Dr. Herzog (2); Dr. Schmiedel (3); Bauhof (1); Döring (1)

Die Bauleute und ihr Werk

Von Bezirksbaudirektor Stadtrat Günter Peters

Zu Ehren des 20. Jahrestages der Deutschen Demokratischen Republik erscheint diese Chronik des Berliner Bauwesens. Sie gibt in vielfältiger Weise Aufschluß darüber, wie die Bauschaffenden der Hauptstadt in der zwanzigjährigen Geschichte unseres sozialistischen Vaterlandes unter Führung der Partei der Arbeiterklasse Großes geleistet haben.

Wenn wir heute sagen können, Berlin entwickelt sich zu einer modernen sozialistischen Metropole, so haben die Bauarbeiter, Brigadiere, Bauingenieure, Techniker, Architekten und Städtebauer daran nicht geringen Anteil.

Wir wollen in dieser Chronik besonders über jene Zeit anschaulich und vielseitig berichten, seitdem nach den Beschlüssen von Partei, Regierung und Stadtverordnetenversammlung mit dem konzentrierten Aufbau des Stadtzentrums begonnen wurde. Erinnern wir uns an das Jahr 1967.

Viele der neuen Bauvorhaben waren noch auf den Reißbrettern. Leistungsfähige Baukombinate waren gerade erst gebildet, die Architekten und Projektanten wirkten seitdem unmittelbar in der großen Familie der Bauschaffenden. Rund um den Alex waren es die Tiefbauer, deren Bagger sich in das Erdreich fraßen, um Baufreiheit zu schaffen, Versorgungsnetze zu verlegen und das Tunnelsystem für Kraftfahrzeuge und Fußgänger zu errichten. Mehr noch! Für die Rathaus-Liebknechtstraße gab es noch keine städtebaulich-architektonische und technisch-konstruktive Lösung. Von Wohnhochhäusern sprachen wir, aber die Forschungsarbeiten hatten gerade erst begonnen.



Im Lichthof des Bezirksbauamtes weilen oft die Repräsentanten befreundeter sozialistischer Länder, um sich mit dem Modell des neuen Stadtzentrums vertraut zu machen. Auf unserem Bild der Vorsitzende des Präsidiums des Obersten Sowjets, Nikolai Podgorny (3. v. r.), und (v. l. n. r.) P. A. Abrassimow, Botschafter der UdSSR; Willi Stoph, Vorsitzender des Ministerrates der DDR; Stadtrat Günter Peters; Erich Honecker, Mitglied des Politbüros; Paul Verner, Mitglied des Politbüros und 1. Sekretär der Bezirksleitung; Oberbürgermeister Herbert Fechner; Werner Eberlein, stellvertretender Abteilungsleiter im ZK; und Chefarchitekt Joachim Näther

Ziehen wir nach gut zwei Jahren Bilanz. Wohin wir rund um den Fernsehturm auch blicken, überall – ob in der Rathaus-/Liebknechtstraße, auf der Fischerinsel, am Leninplatz, in der Mollstraße und besonders am Alexanderplatz – recken sich die neuen Bauten in die Höhe. Der Aufbau des Zentrums der Hauptstadt des sozialistischen Staates deutscher Nation hat begonnen. Die Berliner Bauarbeiter haben Großes im sozialistischen Wettbewerb geleistet, zur Freude und zum Stolz der Berliner und aller Bürger der Republik.

Die ersten Ergebnisse bei der Entwicklung des sozialistischen Städtebaues, der Architektur und der bildenden Kunst sind für jeden sichtbar. Sie sind das Ergebnis sozialistischer Gemeinschaftsarbeit der Städtebauer, Architekten, bildenden Künstler, Ingenieure, Technologen und Ökonomen. Die Bauschaffenden haben gelernt, städtebauliche Ensembles zu errichten, in denen neue Wesenszüge der sozia-

listischen Architektur sichtbar werden, die unverwechselbar und typisch sind, die sich auf der Grundlage der konkreten städtebaulichen Situation entwickeln und die miteinander ein harmonisches Ganzes bilden – das sozialistische Stadtzentrum.

Die ersten Ergebnisse und die bisherige Entwicklung beim Aufbau des Stadtzentrums zeigen, wie richtig es war, die vorhandenen Kräfte und Mittel entsprechend den Beschlüssen des Politbüros auf die Schwerpunkte zu konzentrieren. Die Baukapazität wurde innerhalb des 820 ha großen Stadtzentrums auf die Investitionskomplexe Alexanderplatz und Rathaus-/Liebknechtstraße mit etwa 100 ha konzentriert. Dieser Konzentrationsprozeß führte gleichzeitig zu einem raschen Anstieg der Leistungen des bezirksgeleiteten volkseigenen Bauwesens. So konnte im Durchschnitt in den letzten zwei Jahren die Warenproduktion um jährlich 15 Prozent, die Bau- und Montageproduktion um jährlich 15 Prozent und die Arbeitsproduktivität um jährlich 13 Prozent erhöht werden. Die Hauptquelle dafür ist das ständig gewachsene Staatsbewußtsein der Bauschaffenden, ihre gewachsene hohe Einsatzbereitschaft.

Ohne die aktive und schöpferische Mitarbeit der Werktätigen wären die Ergebnisse im sozialistischen Wettbewerb nicht zu erreichen gewesen. Die feste Verbindung zu unserem Staat, der Stolz auf die Kraft und das Leistungsvermögen unserer Republik, das sich im Aufbau des Stadtzentrums überzeugend widerspiegelt, sind der Kraftquell, um auch die ständig größer werdenden Aufgaben zu meistern.

Das stellte Genosse Walter Ulbricht, Erster Sekretär des ZK der SED und Vorsitzender des Staatsrates, auf der Bezirksdelegiertenkonferenz der Partei heraus. Mit dem Aufbau des Stadtzentrums habe sich das sozialistische Bewußtsein der Bauarbeiter, Ingenieure und Architekten entwickelt. Der Beruf des Bauarbeiters, bekräftigte Genosse Walter Ulbricht, gehört heute zu den angesehensten und wichtigsten Berufen in unserer Republik.

Die politische und fachliche Entwicklung der Bauschaffenden in den letzten Jahren belegt eindrucksvoll das Wachsen unserer sozialistischen Menschengemeinschaft. Großen Anteil haben daran die Genossinnen und Genossen der Partei der Arbeiterklasse, die überall vorangingen. Dieses gewachsene Bewußtsein zeigt sich überzeugend in den sozialistischen Brigaden und Arbeitsgemeinschaften, in Neuererkollektiven und Produktionsberatungen. Überall planen, arbeiten und regieren die Bauarbeiter mit.

In den letzten zwei Jahren wurden erste Ergebnisse bei der Verwirklichung des ökonomischen Systems als Ganzes erreicht. Fester Bestandteil des Modells der staatlichen Leitung der Hauptstadt ist das unter Anwendung von Methoden der Operationsforschung entwickelte Teilsystem der Planung und Leitung des Berliner Bauwesens, das Teil des „Einheitssystems Bau" der Deutschen Demokratischen Republik ist. Dieses System stellt die Integration aller Produktions- und Leitungsprozesse der staatlichen Leitung der Kombinate und Betriebe auf dem Territorium der Hauptstadt von der Generalbebauungsplanung und der Bauwirtschaftsprognose über die Perspektiv-, mittel- und kurzfristige Planung, die Vorbereitung einschließlich Projektierung bis zur Baudurchführung und Abrechnung dar. Im Mittelpunkt des Systems stehen die leistungsstarken Kombinate, die auf den Industrie- und Gesellschaftsbau, den komplexen Wohnungsbau sowie den Verkehrs- und Tiefbau spezialisiert sind. Sie tragen die volle Verantwortung für den wissenschaftlich-technischen Höchststand ihrer Haupterzeugnisse.

Größer aber noch als in den zurückliegenden zwei Jahrzehnten sind die Aufgaben, die in den kommenden Jahren die Bauschaffenden der Hauptstadt zu lösen haben. So wie sie an der kühnen Aufgabe – dem Aufbau des Stadtzentrums – gewachsen sind, so werden sie auch künftig alle Kräfte anspannen, damit das Berliner Bauwesen seinen Beitrag zur allseitigen Stärkung der Deutschen Demokratischen Republik ehrenvoll erfüllt.

Abriß des Baugeschehens von 1949 - 1969

Stolz erfüllt alle Bewohner dieser Stadt, die in 20 Jahren aus Ruinen eine blühende Metropole geschaffen haben. Es ist ein sozialistisches Berlin entstanden. Diese 20 Jahre von 1949 bis 1969 waren so erfolgreich, weil die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands die Werktätigen führte, ihnen den richtigen Weg wies.
Anerkennung gebührt allen denen, die mit großem Fleiß und unübertrefflichem Optimismus die schwierige und doch so schöne Aufgabe gelöst haben — die Hauptstadt des ersten sozialistischen Staates deutscher Nation Schritt um Schritt aufzubauen.
Zielstrebig und unterstützt durch die kluge Politik des ZK der SED und der Regierung, begannen sie, die Beschlüsse in die Tat umzusetzen. Durch die große Initiative unserer Bürger nahm nicht nur das Baugeschehen konkrete Formen an, sondern stiegen auch die ökonomische Kraft und das politische Ansehen der Republik.

Das war das Erbe des Faschismus: Ein völlig zerstörtes Berlin. 20 Millionen Kubikmeter Schutt. Allein im damaligen Ostsektor waren 185 000 Wohnungen dem Erdboden gleich und mehr als 400 000 beschädigt.

Ein sowjetischer Korrespondent schrieb am 2. Mai 1945:

„Berlin ist furchtbar verwüstet, kein Transportwesen, kein Telefon, fast kein Wasser, überall Ruinen, ganze Stadtviertel sind unpassierbar durch Trümmer, Barrikaden, Überreste von zerschlagenen Wagen, Waffen usw. Die Bevölkerung ist dem Tod durch Hunger, Durst und Seuchen geweiht, falls wir nicht sofort und drastisch eingreifen und die Berliner nicht selbst Lebenswillen und Energie beweisen."



Trümmerfrauen — für immer Symbol des Aufbauwillens des werktätigen Volkes. Sie legten mit den Grundstein für den Neuaufbau des Stadtzentrums

„Berlin muß leben, Berlin wird leben!" das war die Losung der ersten Stunde, herausgegeben von der Initiativgruppe der KPD unter Leitung von Walter Ulbricht. Diesem Ruf der Partei folgten Hunderttausende.

Sprichwörtlich ist aus diesen Tagen das Heldentum der Berliner Trümmerfrauen, die mit ihren Händen, mit Picke und Schaufel den schier unübersehbaren Trümmerbergen zu Leibe rückten. Tatkräftig unterstützt von den sowjetischen Soldaten. Die vielen, oft unbekannt

gebliebenen Aktivisten der ersten Stunde waren es, die mit ihren Leistungen den Grundstein für den Aufbau eines neuen, besseren Lebens legten. Es war die Zeit des schweren Anfangs.

Von 1945–1949 wurden von den vorhandenen 20 Mill. m³ Schutt bereits 5 Mill. m³ geräumt. Wichtige Rohstoffe – Nutzstahl, Schrott, Buntmetall und Ziegelsteine – wurden für den Wiederaufbau in schwerer Handarbeit gewonnen.
Die Gründung der Deutschen





Demokratischen Republik am 7. Oktober 1949 spornte die Werktätigen an, große Leistungen für den ersten deutschen Friedensstaat zu vollbringen. Eine neue Etappe des Aufbaus der Hauptstadt begann. Während bis dahin vorrangig die schlimmsten Kriegsschäden beseitigt und die Stadt wieder funktionsfähig gemacht wurde, gingen wir an den planmäßigen Wiederaufbau. Die ersten Straßen wurden instand gesetzt, das Enttrümmern schrittweise mechanisiert.
Im Juli 1950 trat der III. Parteitag der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands in Berlin zusammen.

Bild oben

Die Straße Unter den Linden im Jahre 1950 macht das Ausmaß der Zerstörungen durch den verbrecherischen Krieg der Faschisten deutlich

Bild mitte

In neuer Pracht ist die Straße Unter den Linden aufgebaut (Mai 1966)

Bild unten

Die im zweiten Weltkrieg schwer zerstörte „Kommode", die ehemalige Königliche Bibliothek, die wie alle historischen Bauten in der Straße Unter den Linden restauriert wurde



Er entwickelte die Grundlinie für die künftige städtebauliche Entwicklung Berlins. Im Vordergrund des Bauens stand, die dringendsten Wohnungsbedürfnisse der Berliner zu befriedigen. Aber schon damals, als die Stadt noch in Trümmern lag, ging es der Partei darum, die zerstörten historischen Bauten, die Kulturgüter der Nation, in alter Schönheit wieder aufzubauen. Der planmäßige Wiederaufbau des Berliner Forums begann. Der Arbeiter-und-Bauern-Staat stellte große finanzielle Mittel bereit, um die weltberühmte Straße Unter den Linden in alter Pracht entstehen zu lassen. In mühseliger Kleinarbeit der Bauleute und Denkmalspfleger, aber mit großem Enthusiasmus wurden die Humboldt-Universität, das ehemalige Zeughaus, die Neue Wache, die Singakademie – das heutige Maxim Gorki Theater – und schließlich die fast völlig zerstörte Deutsche Staatsoper restauriert.

Der 25. November 1951 wird in der Geschichte des Aufbaus der Hauptstadt für immer ein historisches Datum bleiben. An jenem Tage wandte sich das Zentralkomitee der SED an die Berliner, an die Bevölkerung der Republik mit dem Aufruf zum Nationalen Aufbauprogramm Berlin.

Dieser Aufruf fand in allen Schichten unserer Bevölkerung einen begeisterten Widerhall. Am 2. Januar 1952 begannen 45 000 Berliner, unter ihnen Walter Ulbricht, Otto Grotewohl und Friedrich Ebert, mit der konzentrierten Enttrümmerung im Bereich der heutigen Karl-Marx-Allee. In einem Jahr leisteten die Berliner anderthalb Millionen Aufbaustunden.

Am 1. Mai 1952 war ein großes Ereignis im Baugeschehen. Das erste Hochhaus nach dem 2. Weltkrieg war fertiggestellt worden. Es war ein großes Volksfest, als Oberbürgermeister Friedrich Ebert die fertigen Wohnungen des Hochhauses an der Weberwiese übergab. Dann folgte der Bau der ersten sozialistischen Straße.

In einer für die damalige Technik enorm kurzen Bauzeit von nur zwei Jahren wurde die Karl-Marx-Allee von der Bersarinstraße bis zum Strausberger Platz aufgebaut. Es entstanden insgesamt 2 115 Wohnungen, 105 Spezialgeschäfte und viele soziale und gesellschaftliche Einrichtungen. In der Verlängerung bis zur Proskauer Straße wurden weitere 950 WE errichtet. Der Aufbau dieses fast zwei Kilometer langen Straßenzuges wurde zum Symbol für die Kraft des werktätigen Volkes und setzte neue Maßstäbe für die Bauschaffenden der ganzen Republik.





Bild oben

Hunderttausende Aufbauhelfer folgten dem Rufe der Partei und beteiligten sich an den großen Enttrümmerungsaktionen im Stadtzentrum. Auf unserem Bild der Erste Sekretär des ZK der SED, Genosse Walter Ulbricht, bei einem Aufbaueinsatz am 2. Januar 1952, an dem sich Zehntausende beteiligten

Bild unten

Das Berliner Rathaus – wie nahezu alle bedeutenden Bauwerke im Zentrum – wurde im zweiten Weltkrieg schwer beschädigt





Parallel dazu begann eine rege Bautätigkeit in allen Stadtbezirken. Die größten Neubauvorhaben lagen in den dichtbesiedelten Stadtbezirken. Hauptsächlich ging es darum, die Lücken in den Straßenzügen zu schließen. Dafür gab es ein Lückenbauprogramm. Allein im Jahre 1956 wurde an mehr als 1 000 Objekten gearbeitet. Neben vielen Wohnvierteln in den Außenbezirken entstanden u. a. der S-Bahnhof Plänterwald, der Berliner Tierpark, die Radrennbahn Weißensee. Bis 1956 wurden 120 000 Wohnungen neu gebaut oder instand gesetzt.

Die X. Tagung der Stadtverordnetenversammlung im Jahre 1956 leitete, entsprechend den Beschlüssen von Partei und Regierung, eine neue Etappe für das Berliner Bauwesen ein. Unter der Losung „Schneller, besser und billiger bauen" wurde mit der Industrialisierung des Bauwesens begonnen. Ein umfangreiches Neubauprogramm war bestimmend für die Jahre von 1956 bis 1960. Der Wohnungsbau hatte den Vorrang. In dieser Zeit lernten die Berliner Bauarbeiter, die industrielle Bauweise zu meistern. Die Montage der 750 kg schweren Großblöcke begann, wobei die Typenserie Q 3 als verbindlicher Standard angewendet wurde. In Karlshorst wurde der erste viergeschossige Wohnblock in Großblockmontage errichtet. 10 Baumonteure schafften die Arbeit, die früher 60 Maurer erfordert hatte.

Auf den Baustellen wurde rationalisiert, die bisherige Zersplitterung des Bauwesens überwunden. Das Stadtbauamt sowie die Stadtbezirksbauämter wurden gebildet und somit eine einheitliche Leitung des Bauwesens geschaffen.

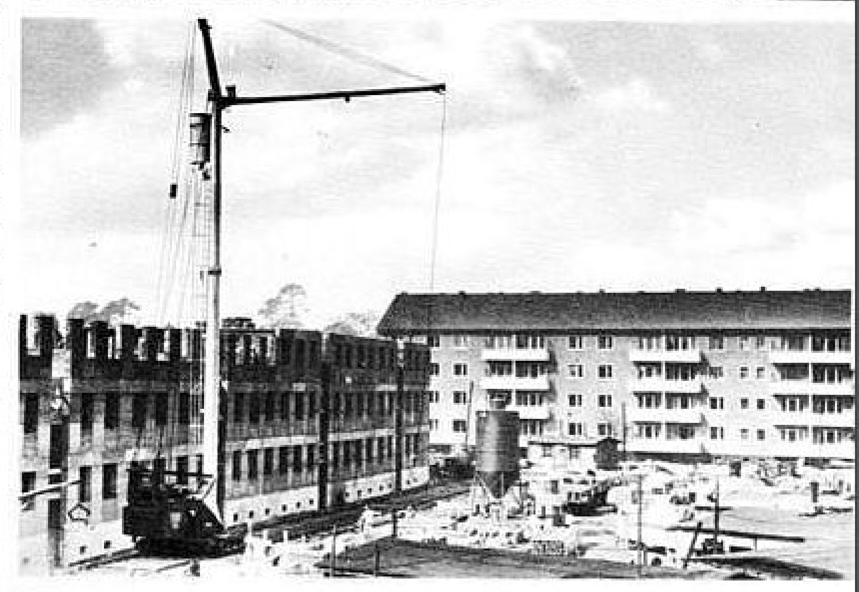


Bild oben

Das erste Hochhaus in der Hauptstadt – gebaut an der Weberwiese. Am 1. September 1951 legte der damalige Oberbürgermeister Friedrich Ebert den Grundstein, und am 1. Mai 1952, 19 Tage vorfristig, konnten die ersten Mieter einziehen

Bild mitte

Die Baustelle G-Nord in der Frankfurter Allee (Oktober 1953)







Bild oben

Das Industrie- und Gewerbestättenzentrum Storkower Straße

Bild rechts

Bau des Hauses des Lehrers und die Kongreßhalle (August 1963)

Bild links

Der neue Müggelturm

Die Entwurfsbüros begannen, sich zu spezialisieren.

In dieser Zeit wurde vieles unternommen, um das Bauen, einschließlich des Ausbaus, zu industrialisieren. Gestützt auf internationale Erfahrungen, entstanden die ersten Großplattenwerke. Im Juli 1960 begann in Fennpfuhl die Montage des ersten Großplatten-Häuserblocks in Schnellbaufließfertigung. Der fünfgeschossige Experimentalbau der Typenserie P 2 entstand in Zusammenarbeit der Berliner Bauindustrie mit der Deutschen Bauakademie.

1957 waren die ersten Erfolge dieser Maßnahmen bereits sichtbar: 90 Prozent aller Wohnungen wurden nach Typen errichtet, über 30 Prozent bereits industriell gebaut. Bis dahin wurden neben vielen rekonstruierten Wohnungen 45 500 WE neu errichtet.

Die Bauarbeiter hatten sich zu Ehren des V. Parteitages verpflichtet, das Wohnungsbauprogramm zu überbieten. Sie hielten ihr Wort. Statt 3 700 Wohnungen konnten 4 308 übergeben werden.

Der V. Parteitag der SED leitete eine neue Etappe beim Aufbau der Hauptstadt ein. Auf Vorschlag des Parteitages beschloß die Stadtverordnetenversammlung von Groß-Berlin den „Plan zum Aufbau des Stadtzentrums der Hauptstadt der DDR – Berlin". Im Jahre 1961 wurden bereits 921 neue Wohnungen im Bereich zwischen Strausberger Platz und Alexanderplatz übergeben. Eine Vielzahl von Versorgungseinrichtungen, Schulen, Kindertagesstätten, Kinderkrippen, Waschhäuser, Bauten der Kultur, des Gesundheitswesens und des Verkehrs entstanden. Es wurden das Filmtheater „Kosmos" in der Karl-Marx-Allee, der Anschluß an die Autobahn nach Dresden, die Dynamo-Sporthalle mit Schwimmbad und Eisstadion gebaut, der Ausbau des Flughafens Schönefeld und die Verbindung nach dort, der



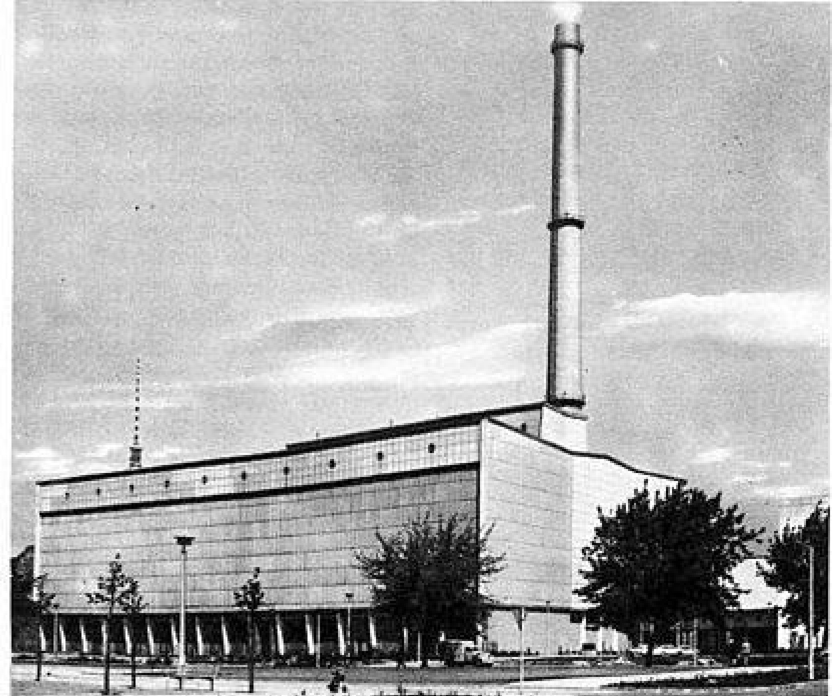


Bild oben

Das Hans-Loch-Viertel in Lichtenberg mit dem Einkaufszentrum „Passage"

Bild mitte

Das Heizkraftwerk Mitte versorgt viele Bauten des Stadtzentrums mit Wärme

Bild unten

Der neue Teil der Karl-Marx-Allee zwischen Alexanderplatz und Strausberger Platz mit dem Hotel „Berolina", dem Kino „International" und dem Restaurant „Moskau"

Bild rechts

Das Gebäude des Staatsrates auf dem Marx-Engels-Platz



Bau der Alexanderstraße und Holzmarktstraße erfolgten, und am 9. Juli 1960 war das Freibad Pankow, an dem die Bevölkerung 100 000 Aufbaustunden leistete, fertiggestellt. Ganze Straßenzüge, beginnend mit der Schönhauser Allee, sind komplex instand gesetzt worden. In den Jahren 1959 bis 1962 entstanden vorwiegend auf bereinigten Trümmerflächen 266 ha Grünanlagen. Um jedoch das Stadtzentrum konzentriert aufbauen zu können, waren zuvor umfangreiche Verlagerungsmaßnahmen notwendig.

Im Juli 1961 gab es beispielsweise im Bereich der Karl-Marx-Allee 266 Betriebe mit insgesamt 104 000 m² Gewerberaum. In der Storkower Straße im Stadtbezirk Prenzlauer Berg entstand darum ein Gewerbestättenkomplex, der insbesondere die mittleren und größeren Betriebe der Industrie und des Handels aufnehmen sollte.

Am 12. Dezember 1961 wurde der Grundstein für den ersten repräsentativen Bau des neuen Alexanderplatzes gelegt, für das Haus des Lehrers und die Kongreßhalle. Gleichzeitig wird ein traditionelles Wahrzeichen der Hauptstadt im Erholungszentrum den Berlinern übergeben – der neue Müggelturm. Die S-Bahn-Verbindung zwischen der Hauptstadt und Oranienburg ist in dreimonatiger Bauzeit fertiggestellt (19. November 1961). Auch die S-Bahn-Strecke zwischen der Innenstadt und dem Verkehrsknotenpunkt Schönefeld wird seiner Bestimmung übergeben (26. Februar 1962). Der Bau der neuen Empfangshalle des Bahnhofes Schönhauser Allee ist abgeschlossen (Mai 1962). Die Altberliner Gaststätte „Zur letzten Instanz" ist wieder aufgebaut (10. November 1962). Im Berliner Tierpark – einem beliebten Naherholungszentrum – wird Europas modernstes Raubtierhaus seiner Bestimmung übergeben (30. Juni 1963).

Gleichzeitig mit dem Aufbau des Stadtzentrums entstanden große sozialistische Wohnkomplexe und dazugehörige Gemeinschaftseinrichtungen. So am Heidekampweg in Johannisthal, am Fennpfuhl und am Triftweg (Hans-Loch-Viertel), in dem heute über 15 000 Menschen wohnen. Sie werden noch erweitert. Ein elfgeschossiges Mittelganghaus (380 WE), drei siebzehngeschossige Punkthäuser (je 240 WE), zehn-, acht- und viergeschossige Wohnblocks, Ambulatorien, Feierabendheime, Kindereinrichtungen und



Bild oben

Die weltbekannte Kreuzung der Straße Unter den Linden und der Friedrichstraße mit dem neuen Linden-Hotel und dem Restaurant „Lindencorso" (Erbaut 1965–66)

Bild unten

Das restaurierte Ribbeck-Haus in der Breite Straße und die neue Stadtbibliothek mit dem vom weltbekannten Kunstschmied Prof. Fritz Kühn geschaffenen Portal





Bild oben

Das neue Gebäude des Ministeriums für Auswärtige Angelegenheiten am Marx-Engels-Platz

Bild unten

Neue Wohnhäuser nahe der Jungfernbrücke

das gesellschaftliche Zentrum „Passage" – mit Kaufhalle, Gaststätte, Post und Dienstleistungsbetrieben – bestimmen das Gesicht des Hans-Loch-Viertels.

Um die Zersplitterung des Bauwesens auf zu viele Baustellen zu überwinden, wurden die Kapazitäten auf die volkswirtschaftlich wichtigsten Objekte konzentriert. Das trug dazu bei, die Bauzeiten zu verkürzen und die Hauptstadt schneller aufzubauen. Es wurde auch erforderlich, die Arbeit aller Einrichtungen und Betriebe des Bauwesens umfassend nach den Prinzipien der wirtschaftlichen Rechnungsführung zu organisieren. Eine einheitliche wissenschaftliche Vorbereitung und eine hohe Konzentration und Spezialisierung der Produktion waren notwendig.

Für den allgemeinen Hochbau, insbesondere im Stadtzentrum, wurde die Stahlbetonskelett-Montagebauweise entwickelt. Die ersten Versuchsbauten sind die Gebäude des Ministeriums für Außenwirtschaft, des Ministeriums für Volksbildung und des DIA Wiratex in der Straße Unter den Linden. Auch bei zahlreichen Industriebauten ist konsequent die Montagebauweise angewandt worden, so beim Heizkraftwerk Mitte, beim Umspannwerk Wuhlheide und beim Möbelkombinat in Karlshorst.

Auch die Industrialisierung des Tiefbaus machte Fortschritte. 1962 wurden die ersten Heizkanäle aus Fertigteilen ausgeführt und durch den Einsatz moderner Straßenfertiger insgesamt 280 000 m² Betonstraßen gebaut.

Im Wohnungsbau dominierte die Fertigstellung des neuen Teils der Karl-Marx-Allee mit den acht- und zehngeschossigen Häusern. Dort entstanden Interhotel „Berolina"

und das Restaurant „Moskau" und viele Spezialgeschäfte. Die Straße Unter den Linden einschließlich des Marx-Engels-Platzes fand ihren baulichen Abschluß. Die Kreuzung der Straße Unter den Linden und der Friedrichstraße wurde mit dem Bau des Appartementhauses, dem Gaststättenkomplex Lindencorso und dem Lindenhotel neu gestaltet. Am 3. Oktober 1964 wurde der neuerbaute Amtssitz des Staatsrates der DDR feierlich übergeben. An der Fassade wurde das Eosander-Portal des ehemaligen Schlosses eingefügt. Am Bebelplatz wurde die „Kommode", die ehemalige Königliche Bibliothek, in jahrelanger Arbeit originalgetreu restauriert.

Neben der Fertigstellung von repräsentativen Bauten im Stadtzentrum sind von 1961 bis 1965 folgende Wohn- und Gesellschaftsbauten geschaffen worden:

31 800 WE für rund 100 000 Bürger
14 Schulen mit 8 640 Plätzen
26 Kindergärten mit 3 100 Plätzen
29 Kinderkrippen mit 2 110 Plätzen
32 Verkaufshallen von 10 500 m²
8 Ambulatorien.

Zahlreiche Großbetriebe wurden rekonstruiert bzw. neu gebaut, u.a. die Berliner Werkzeugmaschinenfabrik Marzahn, die Spreehalle, ein Neubau im Kabelwerk Oberspree, weitere Studiogebäude des Deutschen Fernsehfunks, der Autohof Johannisthal, der Omnibushof Weißensee.

Für die Beheizung der Wohn- und Gesellschaftsbauten des Stadtzentrums entstanden das Heizkraftwerk Mitte und ein unterirdisches Heiznetz von 5,5 km Länge.

Seit 1966/67 konzentriert sich das Baugeschehen auf den Alexanderplatz und die Rathaus-/Liebknechtstraße, die Wohnkomplexe südlich der Sporthalle in der Karl-Marx-Allee, südlich des Volksparkes Friedrichshain und auf die Fischerinsel. 1969 begann der Aufbau neuer Wohnviertel – so am Leninplatz, in der Holzmarktstraße sowie in der Hans-Beimler-Straße und in der Keibel- und Mendelssohnstraße. Im Jubiläumsjahr der Deutschen Demokratischen Republik wurde der Grundstein für den Neuaufbau der Leipziger Straße gelegt.

Die Hauptstadt - ein Kunstwerk

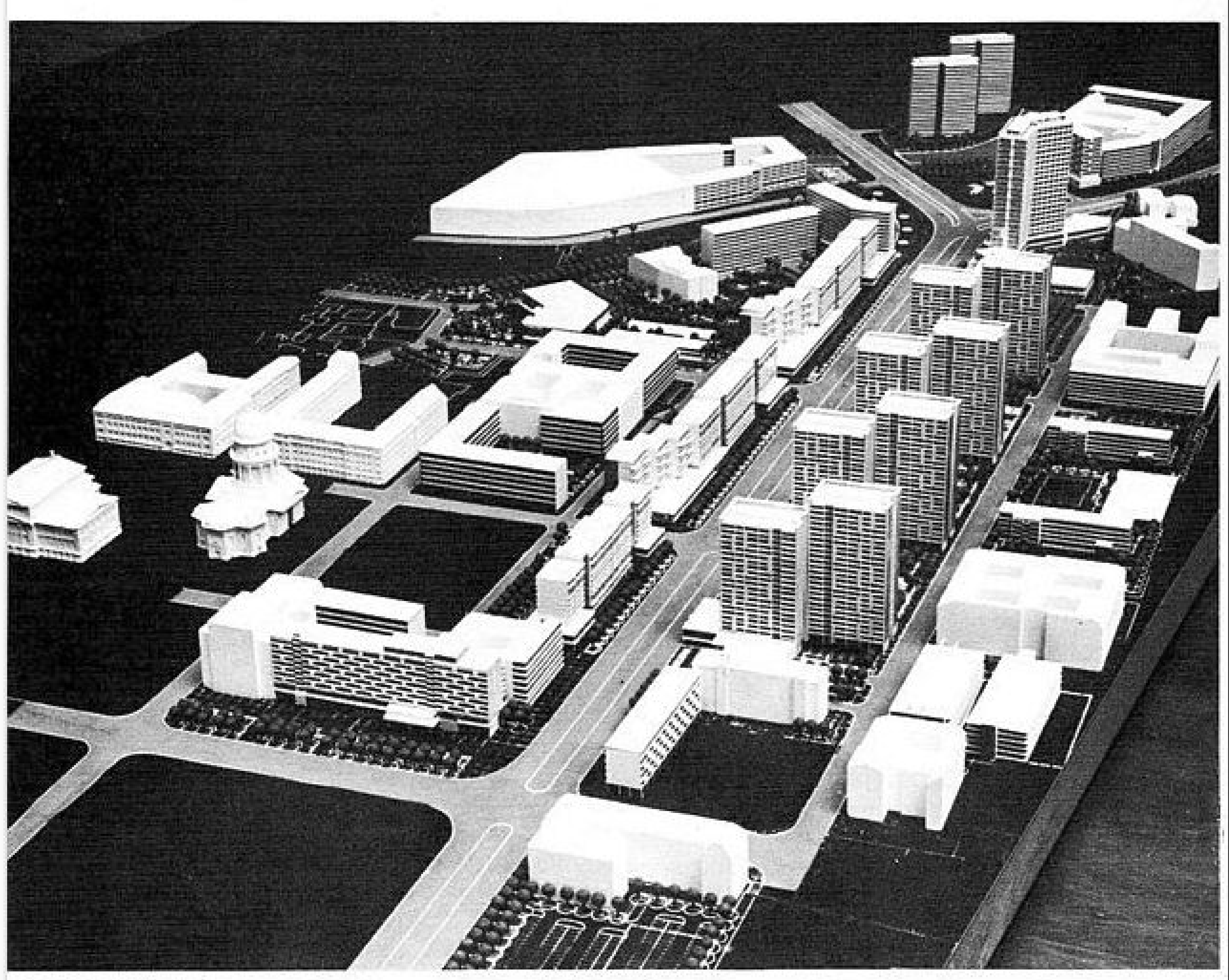
Von Dipl.-Ing. Joachim Näther, Chefarchitekt



In unserer Hauptstadt geht es im Bauwesen in erster Linie darum, das Stadtzentrum konzentriert aufzubauen. Wir folgen dabei dem Prinzip der Umgestaltung der Stadt von innen nach außen. Welche Absichten verfolgen wir beim Aufbau unseres Zentrums? Es muß eine enge Verflechtung aller Funktionen der Stadt geben, der des Arbeitens, der Wissenschaft, der Kultur, des geselligen Lebens, des Wohnens und des Erholens. Das ist eine Aufgabe, die der kapitalistische Städtebau nicht zu lösen vermag. In kapitalistischen Ländern spricht man heute gar nicht mehr von einem Stadtzentrum, sondern lediglich von zentralen Geschäftsbezirken nach amerikanischen Beispielen. Dort finden in der Hauptsache Verwaltungsgebäude, Versicherungen, Banken ihren Platz. Auf diese Weise wird die eigentliche Aufgabe des Stadtzentrums als Mittelpunkt des politisch-geistig-kulturellen Lebens, der menschlichen Kommunikationen, völlig negiert.

Das ist nicht nur unsere Erkenntnis, sondern die zahlreicher Experten und Bürger kapitalistischer Länder. Sie sagen: Die aufgetürmten Satellitenstädte werden zu Brutstätten von Langeweile, Krankheit und Kriminalität, entweder werde man hier Spießer oder kriminell. Der bekannte westdeutsche Architekt Prof. Eiermann sagte einmal zu den Ergebnissen des westdeutschen Städtebaues – besonders des Wohnungsbaues –, daß diese Wohnsiedlungen Züge der Menschenverachtung tragen. Der sozialdemokratische Stadtbaudirektor von Hannover, Prof. Hillebrecht, sagte, es sei sehr bedauerlich für die westdeutschen Städtebauer, daß sie seit mehr als einem Jahrhundert den gesellschaftlichen Bauherrn entbehren müssen.

Städtebau unter kapitalistischen Bedingungen ist also kein gesellschaftlicher Auftrag, sondern ein Auftrag, der dem Profitstreben entspringt. Aus diesem Grunde kann es keine einheitliche Auffassung über die Herausbildung neuer Städte geben. Die von westlichen Städtebauern entworfenen Pro-



Das Modell der neuen Leipziger Straße, deren Bau im Herbst 1969 beginnt

gramme für Satellitenstädte und Wohngebiete fußen alle auf dieser Auffassung, die im Jahre 1923 auf der sogenannten „Charta von Athen" formuliert wurde: nämlich auf der Gartenstadttheorie. Die Satellitenstädte in kapitalistischen Ländern – besonders auch in Westdeutschland – sind weder Stadt noch Land. Man bezeichnet sie als Städte der „grünen Witwen". Morgens, wenn die Berufstätigen zur Arbeit gehen, bleiben sie leer, und abends laufen sie wieder voll. In der Zwischenzeit herrscht tristeste Monotonie. Die menschlichen Kontakte sind dort über alle Maßen verarmt.

Am Beispiel der Rathaus-/Liebknechtstraße in Berlin wird deutlich, was wir unter Verflechtungsbeziehungen verstehen. Das Ensemble besitzt moderne Wohnungen und zweigeschossige Flachkörper mit interessanten Fußgängerpassagen, mit vielen Läden und kleinen intimen Gaststätten. Diese Linie wird beim Bau weiterer Ensembles im

Berliner Stadtzentrum konsequent weitergeführt, wie z. B. in der Leipziger Straße. Diese enge Verflechtung des Wohnens mit den Handelseinrichtungen, gastronomischen und kulturellen Einrichtungen führt eben dazu, ein interessantes großstädtisches Leben im Zentrum zu wecken. Es entsteht eine Atmosphäre, die viele Menschen in das Zentrum führt, eben weil sie unter Menschen sein wollen. Das macht den eigentlichen Reiz der Großstadt aus. Und in diesem neuen städtebaulichen Raum, in den Zentren menschlicher Kommunikation, werden als Steigerung ihrer Wirkung und als Vertiefung ihrer Aussagekraft die Werke der bildenden Kunst eingeordnet.

Wir stehen auf dem Standpunkt, das Zentrum besonders für den Fußgänger aufzubereiten. Auf alle Fälle werden wir verhindern, daß der Durchgangsverkehr mitten durch das Zentrum hindurchfließt. Er wird über Tangenten und Ringstraßen um das Zentrum herumgeleitet.

Was die Höhe unserer Bauten betrifft, so richten sie sich natürlich in erster Linie besonders beim Stadtzentrum nach einer wirklich ausgewogenen Komposition. Sie sieht so aus: Die Gebäude im Kern des Zentrums zwischen Alexanderplatz und Brandenburger Tor und zwischen Leipziger Straße und der S-Bahn an der Spree werden ein gewisses Höhenniveau nicht allzu stark durchbrechen. Die Ausnahme bildet der Fernsehturm, die wichtigste Dominante des Zentrums.

Um diesen Kern des Zentrums herum werden sich komplexe Wohngebiete befinden, die durch die Anordnung zahlreicher Wohnhochhäuser – 25 bis 30 Geschosse hoch – der Stadt eine unverwechselbare Silhouette geben.

Wir bauen von innen nach außen, errichten eine kompakte Stadt. Es ist speziell für die Hauptstadt eine wichtige Frage, daß die Wege der Menschen zu ihren Arbeitsplätzen kürzer werden. Das wollen wir Schritt um Schritt durch eine enge Verflechtung von Arbeiten, Wohnen und Erholen erreichen. Das Erbe aus der kapitalistischen Zeit muß überwunden werden.

Für das gesamte Berliner Stadtzentrum – ausgehend vom Generalbebauungsplan – wurde eine städtebauliche Planung durchgeführt. Dabei gingen wir davon aus, daß sich jedes einzelne Ensemble einer größeren Harmonie, nämlich der Harmonie des gesamten Stadtzentrums und letztendlich der Stadt als Ganzes unterordnet. Wenn das gesamte Zentrum aufgebaut ist, wird unsere Hauptstadt die Vorzüge unserer sozialistischen Gesellschaftsordnung widerspiegeln, sich als ein aussagestarkes Kunstwerk dem Beschauer darbieten.

Der Alex - das Herz der Hauptstadt

„Rumm, rumm haut die Dampframme auf dem Alexanderplatz. Viele Menschen haben Zeit und gucken sich an, wie die Ramme haut. Ein Mann oben zieht immer eine Kette, dann pafft es oben, und ratz hat die Stange eins auf den Kopf. Da stehen die Männer und Frauen, und besonders die Jungen freuen sich, wie das geschmiert geht: Ratz kiegt die Stange eins auf den Kopf. Nachher ist sie klein wie eine Fingerspitze, dann kriegt sie aber noch immer eins, da kann sie machen, was sie will. Zuletzt ist sie weg. Donnerwetter, die haben sie fein eingepökelt, man zieht befriedigt ab.

Alles ist mit Brettern belegt ... Wie die Bienen sind sie über den Boden her. Die basteln und murksen zu Hunderten 'rum, den ganzen Tag und die Nacht."

So schildert Schriftsteller Alfred Döblin in „Berlin Alexanderplatz" das Jahr 1929. So hätte er auch über die Jahre davor und danach schreiben können. Der Alex war immer Buddelplatz. Immer hat man dort gebaut. Hier ein Haus und da ein Haus – Kaufhäuser, Geschäfte, Restaurants und die U-Bahn. Nie fand der Alex Ruhe, nie konnte er sein Gesicht finden und bewahren, weil man ihm zu viele aufzusetzen versuchte. Aber das werktätige Berlin liebte ihn. Der volkstümlichste Platz. Durch Alter, Größe und Schönheit hat er sich jedoch nie ausgezeichnet.

Nach welchen Prinzipien wurde damals gebaut? Gab es eine weitsichtige Stadtplanung? Welche Rolle spielten die Stadtverordneten? Darüber berichten die Archive.

„Acta Alexanderplatz"

Einer der Ordner trägt, mit gestochener Handschrift geschrieben, den Titel „Acta der Stadtverordneten-Versammlung zu Berlin, betreffend: den Alexanderplatz". Die Akte beginnt, datiert auf den 13. Juni 1850, mit der Ablehnung des Antrages eines „gemeinnützigen Vereins, der auf dem Alexanderplatz einige Bäume gepflanzt haben wollte.

Schriftsteller Hans Otto Modrow schrieb in seinem Buch „Berlin 1900": „‚Berolina' mochte manchmal verzweifelt gewesen sein, wie das Ganze einheitlich in einem Platz zusammenzufassen sei. Eigentlich fiel doch alles auseinander, und nichts wurde gebessert, wenn man irgendwo verzweifelt niederriß und dann jahrelang Bauzäune anklagend gen Himmel starrten."

Es blieb Stückwerk

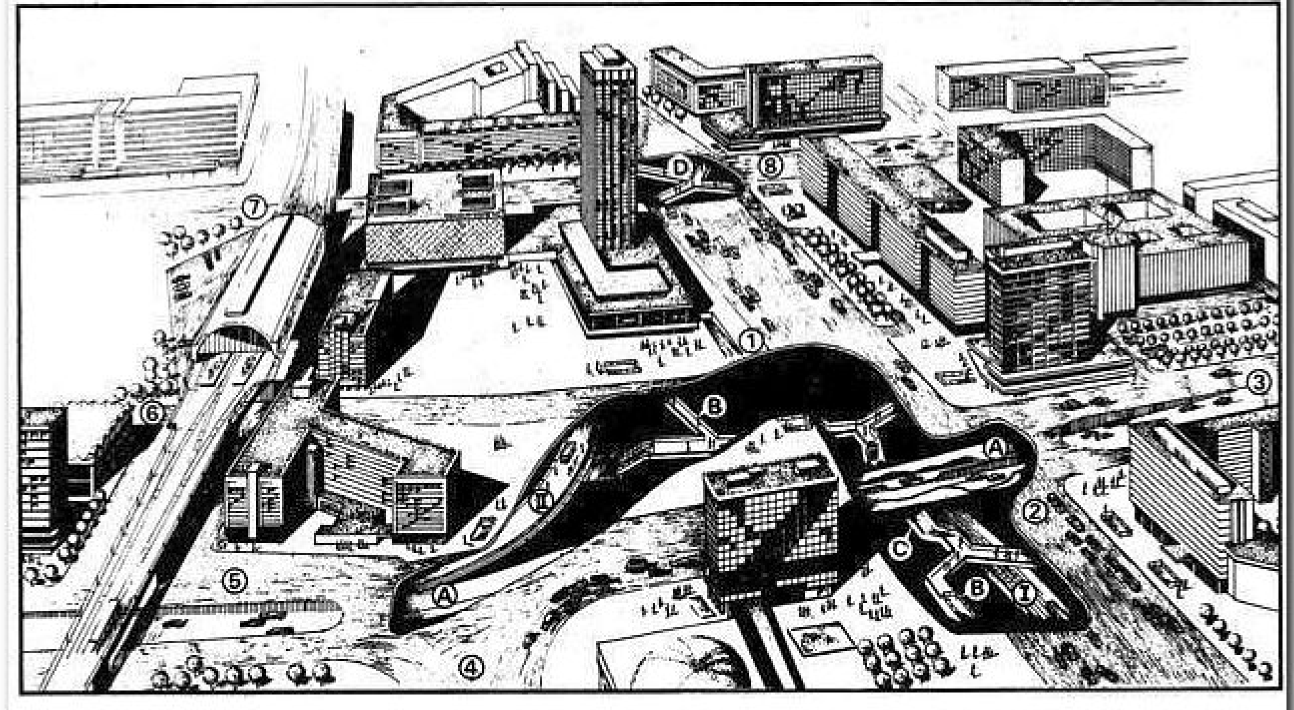
In den zwanziger Jahren blühte der Spott über die „Pläne zur Ausgestaltung des Alex". Man schrieb viel über große Projekte, errichtete das heutige CENTRUM-Warenhaus und das Berolina-Haus, doch blieb alles Stückwerk. Der Platz, seit Jahrzehnten Knotenpunkt des Großstadtverkehrs, konnte im kapitalistischen Deutschland mit seiner Grundstücks- und Bodenspekulation nie eine beständige städtebauliche Gestaltung finden. Weit mehr: Die schwersten Wunden schlug ihm der deutsche Imperialismus durch seinen verbrecherischen Krieg.

1945 war der Alex ein Trümmerhaufen. Frauen rückten als erste dem Schutt zu Leibe. Das Warenhaus und das Berolina-Haus wurden wiederaufgebaut. Anfang der sechziger Jahre folgten das Haus des Lehrers und die Kongreßhalle. Der Alexanderplatz wurde erneut der verkehrsreichste Platz, doch fertig war er noch immer nicht.

Einheitliches städtebauliches Ensemble

Jetzt baut man wieder, noch bis 1971. Ein kühner Plan nimmt Gestalt an, beraten und beschlossen von der Parteiführung, der Regierung und den Stadtverordneten. Erstmals wird der Alexanderplatz ein einheitliches städtebauliches Ensemble, wichtiger Bestandteil der zentralen Achse des Stadtzentrums, die von der Karl-Marx-Allee bis zur Straße Unter den Linden führt. Seit über sechs Jahrzehnten fast ständig Bauplatz, erlebt er nun seine schönsten Jahre.

Das Herz des Alex schlägt auch unter der Erde



Die Zeichnung vermittelt einen Überblick über die wichtigsten Tiefbauvorhaben am Alexanderplatz

1 Alexanderplatz
2 Karl-Marx-Allee
3 Hans-Beimler-Straße
4 Alexanderstraße
5 Grunerstraße
6 Rathausstraße
7 Liebknechtstraße
8 Neue Prenzlauer Straße
A Straßentunnel
B Fußgängertunnel Alexanderplatz
C Tiefteil des Fußgängertunnels Alexanderplatz
D Fußgängertunnel Liebknechtstraße / Neue Prenzlauer Straße
I U-Bahn-Linie E
II U-Bahn-Linie A

Hochbauten bestimmen heute in immer stärkerem Maße die Silhouette des Stadtzentrums, besonders im Herzen der Stadt, am Alexanderplatz. Es gerät vielleicht bei so manchem in Vergessenheit, welch umfangreiche Tiefbauvorhaben im Stadtkern notwendig waren.

Es gibt wohl kaum eine andere Großstadt, in deren Herzen so konzentriert viele komplizierte Bauten errichtet werden. Auf einer Aktivtagung der Kreisleitung Bauwesen sprach Genosse Paul Verner davon, daß gegenwärtig auf einer Fläche von 250 Hektar gebaut wird. Das bedeutet natürlich, daß auf diesem Gebiet auch Tiefbauten bisher unbekannten Ausmaßes notwendig waren. Zwei unterirdische Kanäle sind bereits in Betrieb genommen: der 617 Meter lange Regenüberlaufkanal und der 1 120 Meter lange Mischwasserkanal. Beide Bauwerke dienen der Entwässerung im Zentrum und konnten vorfristig übergeben werden. Die neuen Alexkanäle wurden erstmals monolithisch, d.h. in einem langen Band aus Beton, gefertigt, nicht wie früher, in aufwendiger Arbeit, gemauert. Eine sozialistische Arbeitsgemeinschaft des Tiefbaukombinates hatte speziell für diese Vorhaben einen stählernen Schalungswagen konstruiert. Mit dieser Neuerung wurde gewissermaßen zum erstenmal ein horizontaler Gleitbau entwickelt. Die Arbeitsproduktivität lag dabei um 50 Prozent höher. Statt der geplanten fünf Meter konnten z. B. täglich 7,50 Meter betoniert werden. Diese Technologie hat auch international Anerkennung gefunden.

Am Alex sind rund 300 000 m³ Erdreich ausgehoben worden. Das Kombinat übernahm zusätzlich Gründungsarbeiten, die oft alte Fundamente erschwerten.



Die wohl interessantesten Bauwerke unter der Erde sind gewiß die Fußgänger- und der Straßentunnel am Alexanderplatz. Der Fußgängertunnel am Alexanderplatz ist rund 500 Meter lang und hat eine Breite von sechs bis 12 Meter. Ihn können stündlich 14 000 bzw. den Tunnel mit dem kleineren Durchmesser etwa 7200 Passanten benutzen. Der unterirdische Alex besitzt fünf neue Ausgänge. Der Bau des Fußgängertunnels am Alex war besonders schwierig. Er hat einen sogenannten Tiefteil, 12,5 Meter unter der Erdoberfläche, in dem Rolltreppen installiert wurden. Das Fußgängergeschoß mußte unter den Straßentunnel geführt werden. Daneben verläuft die U-Bahn-Linie E. Ihr Gleisbett wurde abgesenkt, damit die Karl-Marx-Allee ohne große bauliche Veränderungen über den Straßentunnel hinweggeführt werden konnte. Der Fußgängertunnel an der Liebknechtstraße hat eine Länge von 330 Metern. Bei vier Ein- und Ausgängen können ihn stündlich rund 6 000 Fußgänger passieren. Durch diesen Tunnel kann man u. a. auch vom Hotel „Stadt Berlin" aus die Neue Prenzlauer Straße unterqueren und kommt nahe der neuen Markthalle wieder ans Tageslicht.

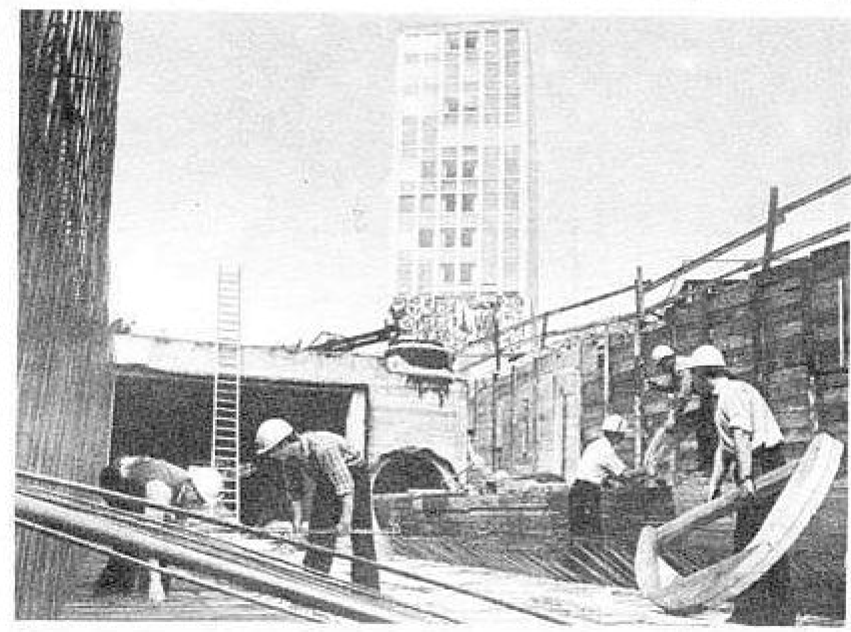


Bild oben

Wenn es Abend wird am Alexanderplatz, dann erstrahlt die riesige Baustelle im Licht der Scheinwerfer. Rund 3000 Bauarbeiter waren dort 1967 in mehrschichtiger Arbeit tätig

Bild unten

Bau des neuen Regenüberlauf- und des Mischwasserkanals am Alexanderplatz (1967)

Anfang 1967 begannen die Ausschacht- und Rammarbeiten für den insgesamt 650 Meter langen Straßentunnel am Alexanderplatz. Es war eine schwierige Aufgabe, die von den Berliner Tiefbauern in knapp zweieinhalb Jahren zu lösen war. Viele Leitungen, Kabel, Rohre waren im Bereich Alexander-/Grunerstraße um- bzw. neu zu verlegen. Die Gleise der U-Bahn-Linie E mußten auf einem Streckenabschnitt um 40 Zentimeter gesenkt werden, und außerdem kamen noch die Parallelarbeiten an anderen Objekten, wie am Tiefteil für den Fußgängertunnel Alexanderplatz, am Mischwasserkanal und an der Reichsbahnbrücke Grunerstraße hinzu. Der Erdaushub und Baugrundersatz betrug 90 000 Kubikmeter, 1 162 Spannbetondeckenträger, 15 500 Kubikmeter Beton, 1 020 Tonnen Rundstahl und 11400 Quadratmeter Schalflächen wurden benötigt. Die beiden Rampen sind 359,7 und der eigentliche Tunnel 290,30 Meter lang. Die gesamte Breite beträgt 19,20 Meter. Eine Zwischenwand trennt beide Fahrbahnen, von denen jede einzelne sieben Meter (zwei Fahrspuren) breit ist. Die lichte Höhe mißt 4,50 Meter. Wände und Sohle bestehen aus Stahlbeton, die Decke wurde aus 9,50 Meter langen Spannbetonfertigteilträgern hergestellt. Helle Keramikspaltplatten verkleiden die Wände. Zur technischen Ausrüstung des Tunnels gehören vier Lüfterstationen. Jede einzelne leistet 70 000 m³/h und wird über die Meßanlage automatisch geregelt. Dicht unter der Decke ziehen sich Beleuchtungsbänder und kältebeständige Leuchtstoffröhren entlang, deren Steuerung entsprechend der Außenhelligkeit über ein Geberelement auf dem CENTRUM-Warenhaus erfolgt. Zwei Pumpstationen dienen zum Absaugen des Regenwassers. Beide verfügen über eine Leistung von 80 m³/h. Im Tunnel befinden sich sechs Notrufsäulen mit direkter Verbindung zum Präsidium der Deutschen Volkspolizei.

In einer Fahrtrichtung können bis zu 1 000 Fahrzeuge je Stunde den Tunnel passieren.



Dieses Foto zeigt die Kompliziertheit der Tiefbauarbeiten am Alexanderplatz. Ohne Unterbrechung des Verkehrs wurden die Gleise der U-Bahn-Linie E um 40 cm gesenkt.

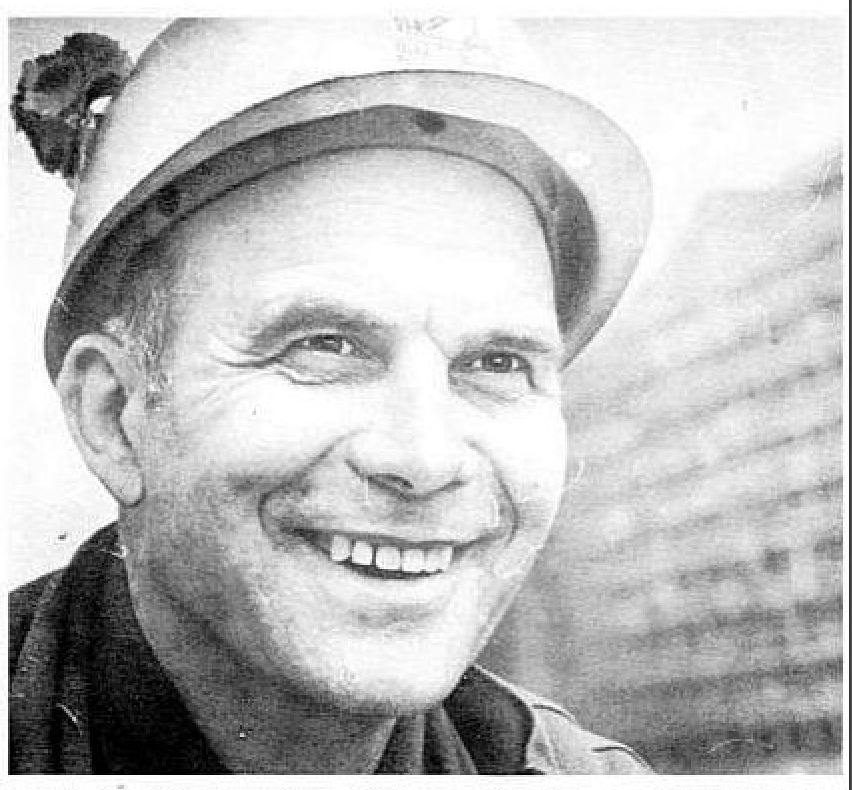
Als die Plombe platzte

Aus den Erinnerungen von Kurt Marzellier, Brigadier im VEK Tiefbau

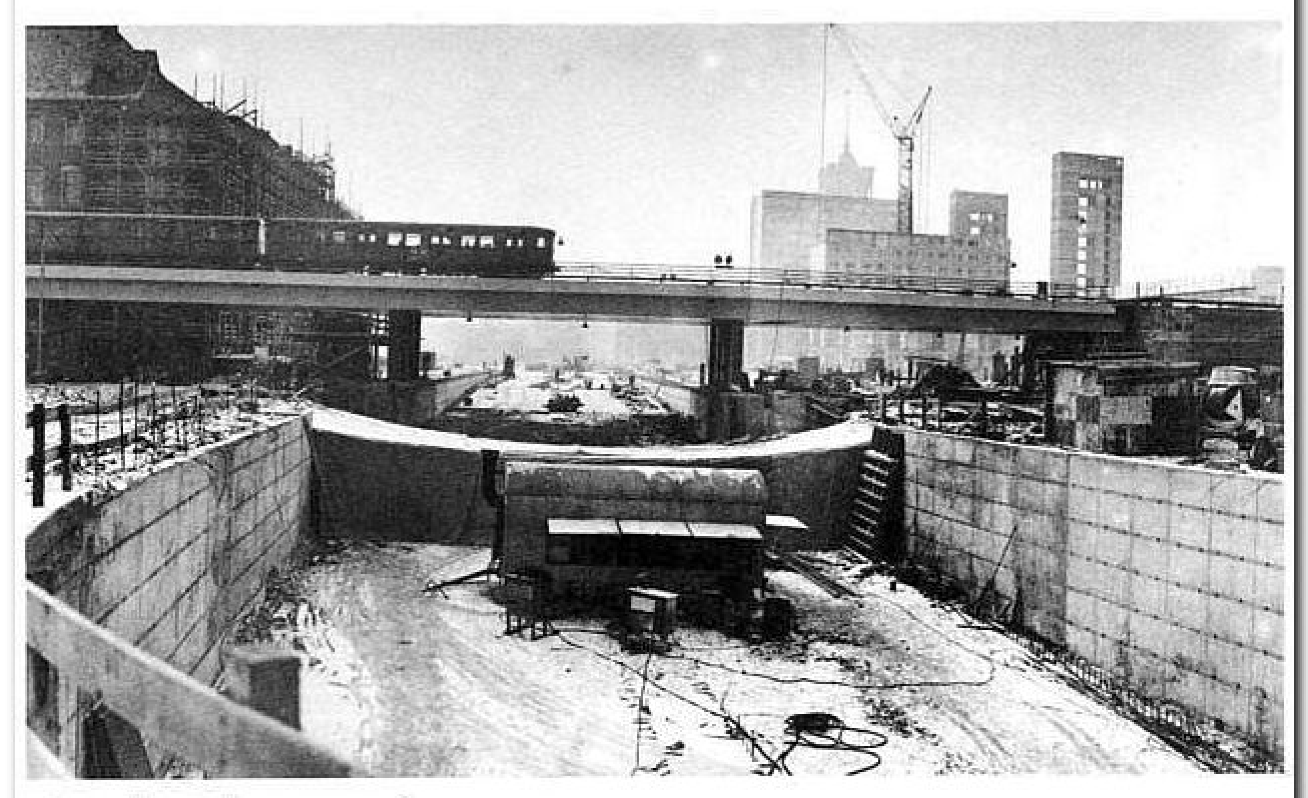
„Ihr seid die ‚Lords vom Alexanderplatz'", sagte ein Kollege. „So nicht, mein Freund", antworteten wir ihm. „Das ist nicht bös' gemeint", besänftigte er uns, „euer Meisterbereich arbeitet doch am längsten hier am Alexanderplatz." Und damit hat er recht.

Ja, wir vom Meisterbereich Alfred Streich/Kurt Marzellier begannen 1966, den Alex umzukrempeln. Zunächst mußte das frühere Terrassencafé Stück für Stück abgetragen werden. Alle Betonfundamente konnten nicht gesprengt werden, verlief doch ganz in der Nähe die U-Bahn-Linie E nach Friedrichsfelde. Daher setzten wir erstmals einen Bagger ein, der mit einer zwei Tonnen schweren Stahlbombe die Fundamente zertrümmern half. 1967 bauten wir dann mit am Regenüberlaufkanal, und ab Februar begann die Arbeit am Straßentunnel. Beim Bau hat es öfter unvorhergesehene Schwierigkeiten gegeben. Im Juli 1968 beispielsweise entlud sich ein Wolkenbruch über dem Zentrum. Wir, die wir oft im Trocknen sitzen, wenn es regnet, bekamen plötzlich mächtig nasse Füße. Im Handumdrehen hatte sich nämlich ein großer unterirdischer See gebildet. Und das kam so: Wir hatten am Straßentunnel die alten Entwässerungsanlagen anschneiden müssen. Sie waren zwar zugemauert, verplompt, wie wir sagen, doch eine Plombe war dem Wolkenbruch nicht gewachsen. Sie platzte. Die Genossen der Feuerwehr pumpten einen Tag und eine Nacht das Wasser aus. Jetzt kann uns das nicht mehr passieren, denn es sind vollautomatische Pumpen angeschlossen, die jedem europäischen Wolkenbruch gewachsen sind.

Oft haben wir auch geflucht, wenn der Beton nicht rechtzeitig und ausreichend geliefert wurde. Doch eines Tages war es völlig anders. Unvorangemeldet rollten drei Ladungen zu viel an. Wohin nun mit dem Segen? Zurückschicken? „Nein", meinte Kurt Schunke, ein Betonierer aus Leidenschaft. „Wir verderben uns doch nicht die Preise." Wir knurrten „mal gibt's zu wenig Organisation, mal wieder zu viel". Die Spätschicht ging zu Ende, und jeder spürte sie in den Knochen. Doch Kurt tat so, als wäre nichts geschehen. „Los, wir machen noch ein Spielchen." Er machte sich auf die Socken und fand ein freies Stück im Fundament des Mischwasserkanals, und so schütteten wir den Inhalt der „Trudelbecher", wie wir die Betonmischfahrzeuge nennen, in dieses Fundament.



Kumpel vom Schlage Schunke gibt es viele bei uns, ob in der Eisenflechterbrigade Manfred Helbig, bei den Betonbrigaden Albert Rosentreter und Gerhard Brunk, bei der Zimmererbrigade Paul Mellenthin oder in den Kollektiven von Dieter Blaskowitz und Dieter Przytarski. Dort stecken überall Feuerköpfe und Knobelgeister, die alles daransetzen, die Wettbewerbsziele zum 20. Jahrestag zu erfüllen. Viele Verbesserungsvorschläge haben sie allein 1968 eingebracht. Ihr Wert: insgesamt 305 000 Mark. Und unseren Leuten schwillt nicht der Kamm, wenn wir sagen, 120 000 Mark kommen auf unser Konto. Mit Köpfchen arbeiten bringt Plangewinn, heißt es auch in unseren „unterirdischen Kreisen". Die Kumpel meines Kollektivs und der Brigade von Paul Mellenthin haben das ebenfalls be-



wiesen. Wir stellten neue große Schalungselemente auf der Baustelle selbst her, die statt genagelt mit Bolzen verbunden werden. Das bringt Zeitgewinn. Drei Wände – 18 Meter lang, 4,85 Meter hoch und 50 Zentimeter stark – sollten wir laut Plan in einer Woche herstellen. Dank dem fliegenden Schichtwechsel und dem guten Zusammenwirken mit der Brigade Mellenthin schafften wir fünf Wände. Auch mit den Brückenbauern der Deutschen Reichsbahn sind wir gut Freund. 45 Tage vorfristig übergaben sie die neue Brücke über die Grunerstraße. So haben wir die Baufreiheit erhalten, die wir benötigen, um die Rampe – wie wir die Ausfahrt des Tunnels nennen – in Richtung Molkenmarkt bis Ende Februar im Rohbau fertigzustellen.

Und diesen Vorsprung der Brückenbauer wollen wir redlich nutzen. Die Kollektive des Tiefbaukombinates haben sich vorgenommen, den Straßentunnel am 30. April, statt wie vorgesehen erst am 7. Oktober 1969, zu übergeben. Auch alle Kooperationspartner haben diesen Kurs eingeschlagen. Das ist zum guten Teil auch das Verdienst unseres Bauleiters Hannes Bleisch. Der einstige Wismutkumpel, er wurde als einer der ersten Jugendbrigadiere mit dem Nationalpreis ausgezeichnet, hat sich bis heute seinen jugendlichen Tatendrang bewahrt. Er und die Meister rissen uns alle mit. So kamen wir unserem Ziel, den Tunnel am Vorabend des 1. Mai 1969 zu übergeben, Schritt für Schritt näher.

Der neue Straßentunnel am Alexanderplatz. Die Rampe in der Grunerstraße wurde Ende Februar 1969 rohbaufertig

Allzeit gute Fahrt

Straßentunnel am Vorabend des 1. Mai 1969 übergeben

Premierenstimmung am Alexanderplatz trotz regnerischen Wetters. Marschmusik und Kampflieder erklingen. Rote Fahnen der Arbeiterklasse und schwarzrotgoldene Banner mit Hammer, Zirkel und Ährenkranz flattern im kräftigen Frühlingswind. Hunderte Tiefbauarbeiter und ihre Kollegen von benachbarten Baustellen erleben eine große Stunde. Der Straßentunnel, das erste Bauwerk des neuen Alexanderplatzes, wird am Vorabend des 1. Mai 1969 feierlich übergeben.



Oberbürgermeister Herbert Fechner entbietet unter lebhaftem Beifall der Bauleute und der zahlreich erschienenen Berliner ein herzliches Willkommen dem Mitglied des Politbüros und 1. Sekretär der Bezirksleitung, Paul Verner, dem Minister für Bauwesen, Wolfgang Junker, und dem Hauptdirektor des VEK Tiefbau, Walter Grzeschuchna. In seiner Ansprache würdigt Genosse Paul Verner die hervorragenden Wettbewerbsleistungen aller am Bau beteiligten Kollektive, besonders die der Arbeiter vom VEK Tiefbau Berlin und ihrer Kooperationspartner vom VEB Ausbau, VEB Elektromontage, VEB Isolierungen, von der PGH Fürstenberg (Havel), der Kramer KG, vom Reichsbahnbaubetrieb Spannbetonwerk Dresden, Gerätewerk Teltow, Lufttechnische Anlagen Dresden und Turbowerk Meißen.



Mit dem Alextunnel ist eine bedeutende Aufgabe im Generalverkehrsplan der Hauptstadt gelöst worden. Seine termingerechte Fertigstellung beweist die Kraft sozialistischer Gemeinschaftsarbeit, ist erfüllte Klassenpflicht der Bauleute. Diese Leistung ist ein würdiger Beitrag zu der großen Initiative, mit der alle Werktätigen unserer Republik den



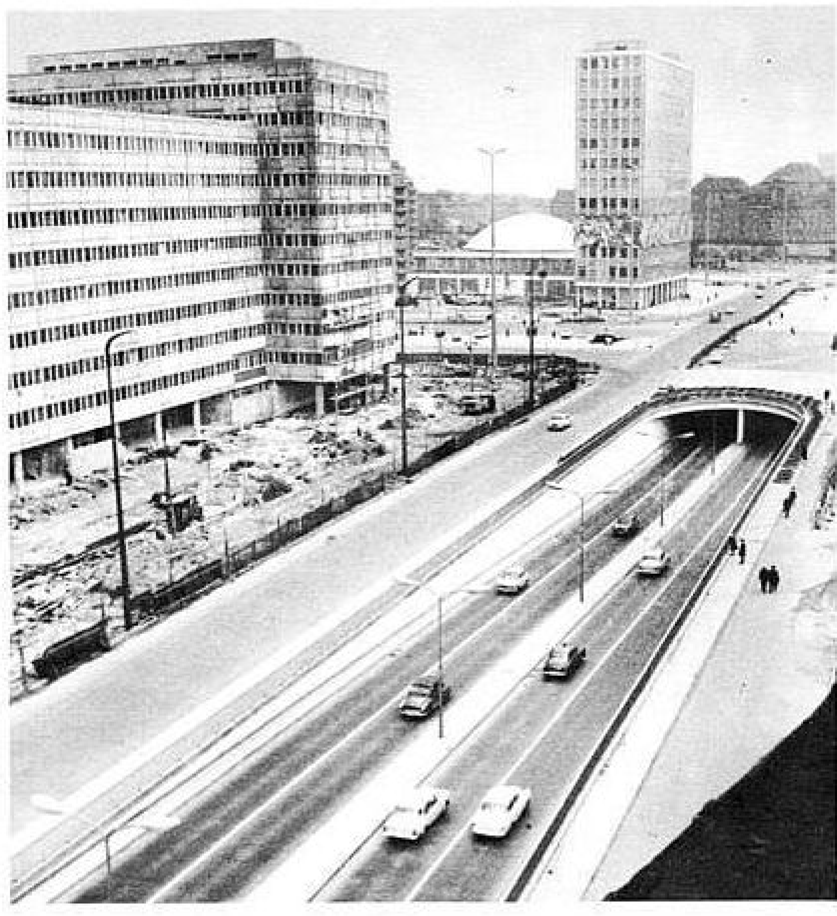


Bild links oben

Genosse Paul Verner, Mitglied des Politbüros und 1. Sekretär der Bezirksleitung, dankt Bauleiter Hannes Bleisch vom Tiefbaukombinat für die hervorragenden Leistungen aller Kollektive beim Bau des Straßentunnels

Bild links unten

Der Minister für Bauwesen, Wolfgang Junker, gab den Autotunnel am 30. April 1969 für den Verkehr frei

Bild links

Eine Planbesprechung über Tiefbauarbeiten am Alexanderplatz. Dipl.-Ing. Ursula Handke und der Hauptdirektor des Tiefbaukombinates Walter Grzeschuchna

Bild rechts

Die Nordrampe des Autotunnels. Links das Haus der Statistik, das zum 20. Jahrestag fertiggestellt wird, und das Haus des Lehrers mit der Kongreßhalle (Juni 1969)

20. Jahrestag der Gründung des sozialistischen Staates deutscher Nation vorbereiten.

Ein weißes Band spannt sich über die breiten Fahrbahnen. Hans-Joachim Winterberg, junger Zimmermann des Tiefbaukombinates, übergibt Wolfgang Junker die Schere. Der Minister durchschneidet das Band und ruft aus: „Den Kraftfahrern aus nah und fern allzeit gute Fahrt unter dem Alex." Dann fährt ein langer Autokonvoi von der Grunerstraße in den Straßentunnel ein. Zur gleichen Zeit setzt sich ein zweiter Konvoi – moderne Baufahrzeuge des VEK Tiefbau – aus Richtung Hans-Beimler-Straße in Bewegung.

Die Gedanken wandern in dieser Stunde gut zwei Jahre zurück. Wie war es damals am Alex? Autoschlangen in den Magistralen, die in den Platz einmündeten. Besonders in der Berufszeit konnte der „alte Alex" mit seinem Kreisverkehr die Fahrzeuge kaum fassen. Mit dem Straßentunnel ist eine Verkehrslösung für die Zukunft geschaffen worden.



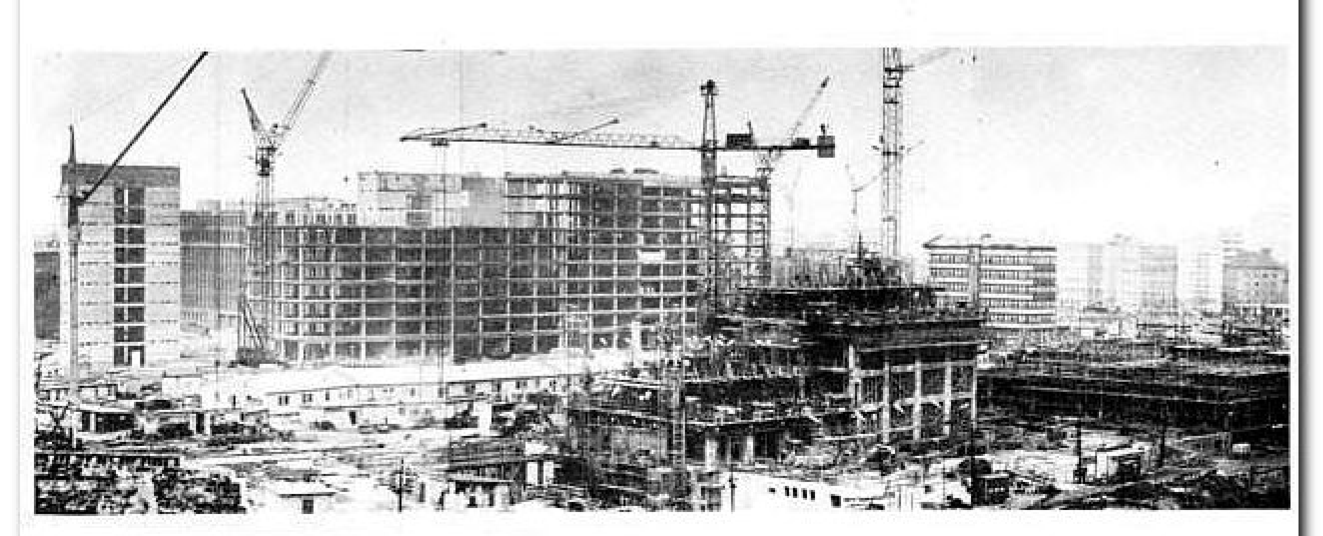


Bild links

Schattenspiel der Sonne
Fernsehturm am Hochkörper des Hotels

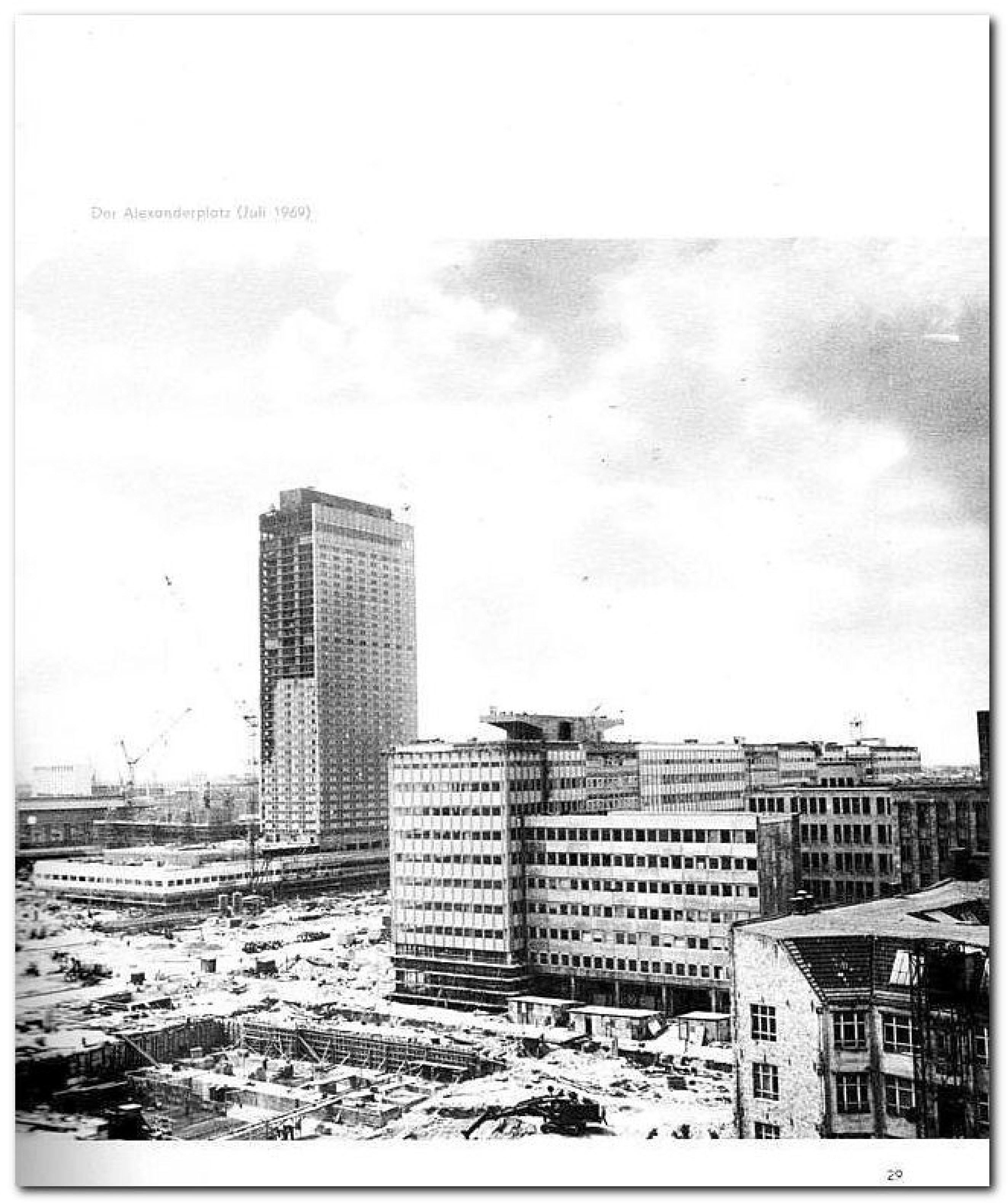
Bild oben

Die Großbaustelle Alexanderplatz. Im Vordergrund der Hochkörper des Hotels „Stadt Berlin", im Hintergrund das Haus der Elektroindustrie (Mai 1968)

Bild unten

Die Zentrumsbaustellen vom Fernsehturm fotografiert (September 1968)





Der Alexanderplatz (Juli 1969)



Baukräne bestimmen viele Jahre
die Silhouette des Alexanderplatzes

Tagebücher



Grundsteinlegung am 24. Juni 1967 für das Hotel „Stadt Berlin“ durch den damaligen Oberbürgermeister Friedrich Ebert

Seit Menschen schreiben, schreiben sie ihre Geschichte, drängt es sie dazu, sich der Nachwelt mitzuteilen. Seit Liebende lesen können, gibt es Tagebücher. Kein Wunder, daß Bauarbeiter – die mit ganzem Herzen an ihrem Werk hängen – wie Liebende zur Feder greifen. So hielten sie fest – und „Neues Deutschland“ öffnete ihnen seine Seiten – die beglückende Dramatik des Aufbaus des Stadtzentrums. Mit dem Werden des neuen Alexanderplatzes – Symbol des neuen Zentrums – griffen die Bauarbeiter zur Feder, schrieben sie selbst die Chronik vom Aufbau des Zentrums der Hauptstadt, beginnend mit dem Bau des Hotels „Stadt Berlin“ am Alex.



Bild links
Zimmermann Bernd Schadow

Bild unten
Der Bauaufzug – heute unentbehrlich für die Errichtung von Hochhäusern – brachte die Arbeiter in zügiger Fahrt zu ihren Arbeitsplätzen

Rote Mainelke am weißen Helm

Von Zimmermann Bernd Schadow

Donnerwetter, ist das eine brütende Hitze. Man spürt sie am drückendsten unter den weißen Schutzhelmen, die jetzt rote Mainelken zieren. Auf unserem „Bauplatz-Boulevard" fährt schon ein Sprengwagen, um den Staub zu bändigen. Der April macht, was er will! Aber so geht's nicht weiter, Kollege. Regen muß her! Das sagen nicht nur die Kleingärtner unter uns. Bei diesem tropischen Wetter wird der Beton bockig. Er neigt dazu, schneller abzubinden, als die Gleitschalung in die Höhe klettert, und droht an der Schalung anzubacken. In den unteren Etagen sind die Wände immerhin bis zu 70 cm dick. Sie schlucken Beton wie eine siebenköpfige Raupe. Wir können dadurch nicht so schnell, wie es bei dieser Hitze notwendig wäre, in die Höhe gleiten. Sind wir erst über die vierte Etage hinaus, werden die Wände dünner, und wir können schneller gleiten. Hochsommerliche Hitze bringt uns dann nicht mehr aus der Ruhe.

Diese Zeit ist nicht mehr fern. Unser nächstes Wettbewerbsziel lautet nämlich: Bis zum 1. Mai wird im Abschnitt 1 das vierte Geschoß und im 2. Abschnitt das erste Geschoß fertig sein. Damit beginnt eine neue Etappe am Hotel. Sie wird am Dienstag eingeleitet. Der Gleitabschnitt 2 erhält gegen 22 Uhr den ersten Beton. Jeder Gleitabschnitt nimmt eine Fläche von 25 mal 24 m ein. Das läßt den Umfang des mächtigen Hochkörpers erkennen, der jetzt mit der dritten Etage über den Bauzaun hinweg die Karl-



Marx-Allee grüßt. Bis zum Kampf- und Feiertag der Werktätigen liegt also noch ein schweres Stück Arbeit vor uns. Es wird durch die Aprilscherze des Wetters nicht leichter. Wir Zimmerleute haben uns, so glaube ich im Tagebuch festhalten zu können, auf dieser Baustelle einen guten Namen gemacht. Zwar nennen uns die „Schwerathleten", die Eisenbieger, immer noch „Holzwürmer". Doch das wurmt uns längst nicht mehr. Auch der uralte Berufszwist – Wer ist mehr, Maurer oder Zimmermann? – wurde beigelegt. Es hat sich herumgesprochen, wir Zimmerleute sind überall zu gebrauchen. Wir sind disponibel, wie es so schön heißt. Die Axt im Hause führt eben immer noch am besten der Zimmerer selbst. Das achten die anderen Gewerke, so wie wir ihre Arbeit schätzen. Wir sind eine Mannschaft geworden – Betonierer, Eisenflechter und Zimmerleute. Vor unserer Maiverpflichtung ist uns daher nicht bange.

Erstmals ziehen wir bei einem Gleitbau die Decken gleich mit ein. Bis jetzt flutscht es ganz gut. Wir haben eine neue Technologie. Statt der rohen Bretter, wie es ehedem üblich war, verwenden wir Schaltafeln. Sie sind 150 mal 75 cm groß und mit Sperrholz belegt – glatt wie ein Frauenarm. Damit kann man Qualität liefern. Vor allem sind die Schaltafeln x-mal zu verwenden. Wir wienern vorher noch eine Schicht Bohnerwachs drauf. Dadurch lösen sie sich beim Ausschalen von Beton wie Kuchen aus der Springform, die von Mutter vorher gut eingefettet wurde. Das bringt Zeitgewinn beim Ausschalen. Vor Beginn des Baues gab es Skeptiker in den Reihen der Brigade Rattay. Sie glaubten, jede Brigade für sich käme besser über die Runden. Mancher dachte: „Viele Köche verderben den Brei", und er ließ seinen Ärger in der Destille trocknen. Als der Bau begann, waren wir praktisch noch Lehrlinge, denn wir mußten das Zusammenarbeiten mit allen Gewerken erst erlernen. Heute sind wir keine Stifte mehr. Zwar hängt der Hammer immer noch hinten, wie es Zimmerersitte ist, doch niemand sucht ihn mehr einen Tag lang vergebens. Jeder kennt seine Aufgaben und packt an der richtigen Stelle zu. Meister Achim Pahle kramte erst kürzlich wieder in seiner beliebten Sprichwörterkiste. Er sagte sinnig diesen alten Handwerkerspruch: „Was der Meister macht, ist wohl getan, es sei gerecht sein Wille. Was der Geselle tut, geht auch schon an."
Der Spruch stimmt.

(Geschrieben am 22. April 1968)



Bild links
Brigadier Max Oeser, Leiter des Parteiaktivs am Hotel „Stadt Berlin" (rechts), und einige seiner Kollegen

Bild unten
Die Eisenflechter verarbeiteten über 1500 Tonnen Bewehrungsstahl am Hotel „Stadt Berlin"

Die Mannschaft wendet das Blatt

Von Max Oeser,
Leiter des Parteiaktivs am Hotel „Stadt Berlin"

Heiße Tage auf der Baustelle. Wir haben sie in doppelter Hinsicht erlebt. Die drückende Junihitze kostete uns manchen Schutzhelm voll Schweiß. Nicht weniger heiß aber waren die ungezählten Stunden, in denen unsere Genossen mit den Kollegen aus allen Gewerken diskutierten. Es ging um das Tempo am Gleitbau. Wir waren ins Hintertreffen geraten. Das ging uns allen, ob Eisenflechter, Zimmermann, Hydrauliker oder Betonbauer, gegen die Bauarbeiterehre.

Unsere Partei machte es sich zur Pflicht, die Ehre der Mannschaft wiederherzustellen. Sie beriet auf mehreren Aktivtagungen, was zu tun ist, um die Rückstände aufzuholen. Die Kreisleitung Bauwesen, vor allem ihr 1. Sekretär, Genosse Walter Hoffmeister, wies uns immer wieder darauf hin, mit allen Arbeitern zu sprechen, allen reinen Wein einzuschenken. Wer verändern will, braucht den Rat, die Ideen eines jeden. Davon gingen wir aus. Und die Kollegen geizten nicht mit ihrem Wissen und ihren Erfahrungen. Aus allen Gewerken kamen Vorschläge. Die Arbeiter forderten klar abgegrenzte Arbeitsbereiche für jeden einzelnen. Unser Bau verlangt einfach die Spezialisierung, sagten sie. So haben wir uns spezialisiert. Das klappt jetzt schon ganz gut. Immer die gleichen Leute bringen den Beton ein oder ziehen die Wände hoch. Jetzt sitzen die Handgriffe – die Arbeitsproduktivität ist gestiegen.



Ein Sorgenkind – wir nannten es den „Teufel im Rohr" – sind die Betonpumpen. Wenn sie verstopften, kam die Mannschaft auf der Bühne aus dem Tritt. Eine neue Pumpe wurde zusätzlich eingesetzt. Bei der Hitze werden die Rohre mit Strohmatten abgedeckt und mit Wasser gekühlt oder weiß angestrichen, damit sie die Wärme nicht so schnell aufsaugen. Dadurch bindet der Beton nicht so schnell wie bisher. Die Verstopfer sind seltener geworden, die Ausfallzeiten haben sich bedeutend verringert.

Was vor rund drei Wochen in der Belegschaftsversammlung der Mannschaft noch heftig debattiert wurde, war der Schichtwechsel. Hierbei ging oft wertvolle Zeit verloren, weil erst in der Baracke und nicht auf der Baubühne die Arbeit übergeben wurde. Es gibt heute dagegen schon viele Kollegen, die auf der Gleitbühne die Schicht wechseln. Auch das bringt Minuten, die Zentimeter bedeuten. Dieses Beispiel macht von Tag zu Tag mehr Schule.

Das Bauen am Hotel ist besonders schwierig, weil zwei Gleitabschnitte nebeneinander errichtet und zugleich die Decken eingezogen werden. Das erfordert eine straffe Leitung. Die Genossen drangen daher darauf, die Leitung zu verstärken. Erfahrene Bauleiter und Ingenieure kamen neu in die Mannschaft. Das hat sich gut ausgezahlt. Jetzt können sich die Leiter besser auf ihre Arbeitsbereiche konzentrieren und sich gleichzeitig mehr um die Sorgen und Nöte der Arbeiter kümmern. Das fängt schon bei der Versorgung an. Den Forderungen der Arbeiter entsprechend, hat das Parteiaktiv darauf gedrungen, daß die materiellen Hebel wirksamer angesetzt werden. So sind beispielsweise ungerechtfertigte Lohnunterschiede zwischen Betonbauern und Deckeneinbauern beseitigt worden. Die Technologen haben die Technologie nochmals überarbeitet und so eine reale Grundlage für den Wettbewerb geschaffen, dessen Ziele ebenfalls überprüft wurden. Zudem sind die Ständige Produktionsberatung, ein Neuereraktiv und ein Güteaktiv gebildet worden. Das Wort der Bauarbeiter gilt in der Leitung.

Das Parteiaktiv leitete so die Wende ein. Die Kollegen haben jede Beratung unseres Aktivs verfolgt, unsere Ideen aufgegriffen und bereichert. Erste Erfolge dieser Gemeinsamkeit sind sichtbar: In einer Arbeitswoche schaffen wir schon zwei Etagen auf beiden Gleitabschnitten.

Gerade in diesen heißen Tagen hat sich die Hotel-Mannschaft erst richtig als Mannschaft erwiesen, eigentlich so, wie wir es uns von Anfang an vorgestellt haben.

(Geschrieben am 21. Juni 1968)



Wenn der Flachs blüht auf dem Bau

Von Kranfahrer Klaus Steffin

Kinder, wie die Zeit vergeht! Die Hälfte vom Hotel haben wir hinter uns gelassen. Im 1. Gleitabschnitt ist die Decke über dem 23. Geschoß gezogen. Das genaue Maß: 70,60 Meter. Schon heute gibt es wohl kaum ein höheres Haus in der Hauptstadt. Noch fehlen über 50 Meter bis zum Richtfest. Als wir die erste Bombe Beton am Kranhaken hatten, schrieben wir den 1. April dieses Jahres. Trotz mancher Panne wuchs der Bau schneller hoch als alle anderen Gebäude, die bisher im Zentrum gebaut worden sind.

Wir Kranfahrer haben von der Kanzel aus die beste Übersicht, was hier geleistet wird. Allen Gewerken können wir gewissermaßen auf die Finger schauen. Anfangs hatte die Mannschaft noch manche Konditionsschwäche. Es klappte nicht so recht mit der technischen Vorbereitung des Baus und der Arbeitsorganisation. Das wurmte einen jeden, nicht minder uns Kranfahrer. Heute läuft es. Durchschnittlich jede Woche einmal müssen wir mit dem Kletterkran vor der Mannschaft auf der Gleitbühne „ausreißen". Dieses Treiben ist genau nach unserem Geschmack. Jeder Schuß – wie wir das Aufstocken des Kranes nennen – nimmt etwa einen Tag in Anspruch. Deshalb stocken wir nur dann den Kran auf, wenn die Bühne am Wochenende leer ist. So wird der Bauablauf an den Wochentagen nicht gestört. Mit Argusaugen überwachen wir auch die Motoren und pflegen sie wie Mutter die Blumen auf dem Balkon. Wir Kranfahrer zählen uns eben mit zur Mannschaft.

Unsere Giraffe, der Kletterkran, will gut gepflegt sein. Schließlich soll der Kran noch weiter wachsen. Schon jetzt ist meine Kabine in rund 92 Meter Höhe angelangt. Zum Richtfest ist das Stahltierchen fast 150 Meter groß. Mit zunehmender Höhe wird die Bedienung aller Gewerke immer komplizierter. Allein auf das Augenmaß kann man sich dann nicht verlassen. Per Sprechfunk werden wir deshalb genau eingewiesen. Das Zusammenspiel mit dem Bodenpersonal muß gut abgestimmt sein. Immerhin wiegt eine Bombe Beton rund fünf Tonnen. Sie darf nicht an der falschen Stelle platzen.

In der Kabine steht ein Gartenstuhl, aber Zeit zum Ausruhen bleibt nicht viel. Was muß nicht alles gehievt werden? Die Eisenflechter rufen nach Bewehrungsstahl, Stahlmatten und geflochtenen Körben. Die Zimmerleute, die die Decken einbauen, brauchen Träger, Rüstböcke und Schaltafeln. So geht das den ganzen Tag. Und manchmal, wenn die Betonpumpen defekt sind, dann knüppeln wir Beton auf Deibel komm 'raus. Dann schnurrt die Laufkatze am 40 Meter langen Ausleger des Kranes ununterbrochen. Manchmal wünschte man sich jedoch zwei „Rüssel" für den Kran. Funkverbindung haben wir übrigens auch mit dem kleinen Bruder, dem bewährten Rapid V. Aber helfen kann er jetzt nicht mehr. Bei über 70 Meter ist ihm der Arm zu kurz geworden. Außerdem hat er seine Spezialaufgabe. Neben dem Hotel errichten wir ja gleichzeitig einen Teil des Gaststättenkomplexes, der später den Hochkörper umschließen wird.

Es gibt auch lustige Kranfahrergeschichten. Kürzlich beispielsweise sprang einem Zimmermann ein Perlmuttknopf von der Weste. Na, und wer hilft? Der Kranfahrer! Schon mit der nächsten Ladung Beton kamen Nadel und Zwirn auf die Bühne. Da hilft man nun, kriegt aber keinen Groschen für diese Dienstleistung. Die Lacher aber hat man auf seiner Seite. Der Flachs blüht.

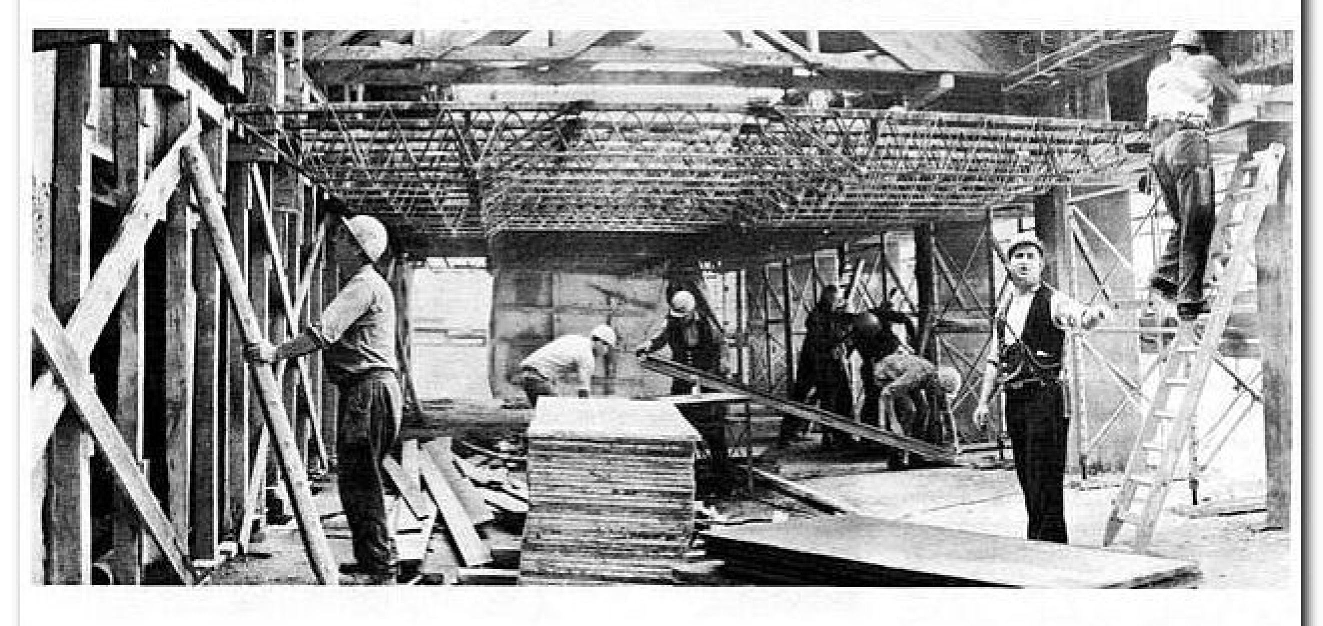
Das ist ein Zeichen für die gute Stimmung, die jetzt in der Mannschaft herrscht. Wie kann es auch anders sein, wenn nun schon zehn Etagen dem Ausbau übergeben wurden. Maurer und Installateure reden jetzt dort das große Wort, ziehen Wände und montieren das Leitungsnetz. Die zweite Halbzeit ist angebrochen. Die Kondition, wie ich es als Anhänger vom 1. FC Union sagen würde, ist besser als in den ersten „45 Minuten".

(Geschrieben am 31. Juli 1968)

Bild links
Kranfahrer Klaus Steffin am Steuerpult des Kletterkrans

Bild unten
Die Deckenbauer schalen die Decke für das 33. Geschoß im Hotel „Stadt Berlin" ein. Im Vordergrund Zimmermann Joachim Paul





Der „Jubiläumsschuß" auf 100 Meter

Von Zimmermann Joachim Paul

Kürzlich zogen wir auf der Gleitbühne den Hut. Wir hatten den besten Platz, als unsere Nachbarn vom Fernsehturm am vergangenen Mittwoch so gegen 15 Uhr einen „Jubiläumsschuß" abgaben. Sie hievten einen Teil des Antennenträgers und erreichten 300 Meter Höhe. Die Zeit der Jubiläen rund um den Alex scheint angebrochen zu sein. Die Wohnungsbauer haben den ersten Hochhausrecken am Fischerkietz rohbaufertig. Die Fassade am Haus der Elektroindustrie ist fast abgeschlossen. Den nächsten Jubiläumsschuß geben wir ab, und wie die Turmbauer, auch an einem Mittwoch. Wenn dieses Tagebuchblatt im ND erscheint, ziehen wir im 1. Gleitabschnitt das Hotel auf über 100 Meter. Übrigens, ihr Hochartisten vom Turm, von oben winkt es sich nicht schlechter zu als von hier unten!

Bisher haben wir immer vom Gleiten gesprochen, doch das Hotel ist keine hohle Nuß, denn die Decken werden mitgezogen. Diese Arbeit ist die Hochzeit der Deckenbauer. Unsere Truppe besteht aus Zimmerern, Eisenflechtern und Betonierern. Jeder aus unserer Schicht ist Fachmann in seinem erlernten Metier. Dennoch muß jeder das Gewerk des anderen kennen und mit Hand anlegen können. Die Sparte Dekkenbauer steht in keinem Berufskatalog. Wir sind die „Schalplattenspieler" vom Bau. Unsere Musik sind glatte Decken. Die Töne stimmen nur, wenn wir Qualität liefern. Bisher gab's von der Gütekontrolle gute Noten, von 1,8 bis 1,9. Das Arrangement von Zimmerern, Betonierern und Eisenflechtern hat sich bewährt.

Heute läßt sich das leicht niederschreiben. Das war noch anders, als wir im April begannen. Die Gleitbauer hatten damals schon einige Trainingsrunden am Haus der Elektroindustrie und am IHB-Gebäude in der Neuen Prenzlauer hinter sich. Wir hingegen waren Frischlinge. Wir mußten eine Mannschaft werden, und dabei krachte es des öfteren. Die Gleitbauer wußten, wer beispielsweise der Dirigent des Nachschubs ist, der Kranfahrer. Der Kran ist das A und O auf dem Bau. Die Gleitbauer wollten stets das A sein und bevorzugt werden. Die Deckenbauer waren das O. Doch jetzt stimmt das Alphabet der Arbeitsorganistion. Wären wir sonst schon bei 100 Meter, im 34. Geschoß?

Deckenbau an diesem Hotel, das ist Präzisionsarbeit. Es geht nicht nur um eine glatte Decke, die lediglich der Wasserwaage gerecht wird. In jeder Decke gibt es viele Durchbrüche und Aussparungen für die Installation. Hinzu kommen

Der große Tag für die „Gleitbaumannschaft" vom BMK Ingenieurhochbau: Die Richtkrone wurde am 6. Dezember 1968 vom Kletterkran hochgezogen



Gesimse und Verankerungen für die künftige Fassade. Hart ist die Arbeit deshalb, weil es trotz aller Technik nicht ohne Handarbeit geht. Da sind im Bettentrakt eines jeden Geschosses an die 100 stählerne Träger und 16 Gerüsttürme sowie rund 150 Schaltafeln zu transportieren. Der Kran hievt dieses Rüstmaterial von Etage zu Etage. Er kann aber nicht, wie später die Hotelgäste, unter die Decke kriechen. Neben einem klugen Kopf sind gute Muskeln noch gefragt. Außerdem: Eine Decke ist 1000 m² groß. Zehn Etagen sind ein Hektar, über drei Hektar sind schon mit Beton bestellt. Davon brauchen wir ebensoviel wie die Gleitbauer.

Ich kenne das Hotel von Kopf bis Fuß. Als die Fundamente gelegt wurden, waren wir von der Zimmererbrigade Rattay schon dabei. Die unterirdische Anfahrtstraße für die Versorgung der 2000 Hotelgäste ist mit unser Werk. Schon im Keller freuten wir uns auf den Aufstieg am Alex. Wie schnell gewinnt doch heute ein Bau an Höhe. Am 1. April begannen wir, und jetzt sind wir bei 100 Metern, bei einem Baukörper von rund 1 000 m² Fläche.

So ein Hochhausriese läßt selbst den hartgesottensten Bauarbeiter nicht kalt. Viel Zeit für ein Erzählerchen gibt's zwar nicht auf der Bühne. Aber wenn wir hin und wieder einen Blick hinunterwerfen, dann sagen wir uns ehrlichen Herzens: Donnerwetter, hier wird ein Zentrum gebaut, das sich nicht allerorts findet in der Welt.

(Geschrieben am 10. September 1968)

„Das ist die Letzte – Hurra"

Wohl zu keiner Stunde hat man die Mannschaft am Hotel „Stadt Berlin" so glücklich gesehen wie am Freitag. Der Kletterkran, von Kranfahrer Klaus Steffin sicher dirigiert, hievte die letzte „Bombe" Beton zur Decke des 39. Geschosses in genau 123,255 Meter Höhe. Es war 16.28 Uhr, als sie entladen wurde. „Das ist die letzte – Hurra!" hatte man mit Kreide auf den stählernen Behälter geschrieben. Der Kampftermin im sozialistischen Wettbewerb wurde eingehalten. Ein Verdienst des ganzen Kollektivs, besonders der Männer der Meisterbereiche Rattay, Wilde und Steinke sowie der Bauleiter Peter Glanz und Walter Strehlow.

„Neues Deutschland" hat in zahlreichen Tagebuchblättern die Männer der Mannschaft zu Wort kommen lassen. Sie schrieben von den Bauleuten des Bau- und Montagekombinats Ingenieurhochbau, über das Werden dieses kühnen Bauwerkes, von den Schwierigkeiten und Rückschlägen, von der selbstlosen Einsatzbereitschaft aller am Hotel. An diese großartigen Leistungen erinnerte Genosse Hermann Wern, der Hauptdirektor des Kombinats, als er am Freitagnachmittag die Männer vom Bau hoch über dem im Abendrot liegenden Häusermeer zu ihrem Wettbewerbserfolg beglückwünschte. Binnen acht Monaten, am 1. April, hatte man mit dem Gleibau begonnen, ist der Hochkörper des Hotels auf über 123 Meter gewachsen. Genosse Max Oeser, der bewährte Brigadier, reichte jedem der Männer zum Glückwunsch ein Glas mit perlendem Sekt. Froh und glücklich stießen sie an.

Diese bewährte Mannschaft hat es verdient. Im Namen der Hauptstädter gratulieren wir euch, ihr Bauleute vom Ingenieurhochbau.

(Geschrieben am 29. November 1968)

Erbauer des Hotels „Stadt Berlin". Die Zimmerer Ernst Leibner, Karl Auris, Ernst Bettin, Jürgen Schubert von der Brigade Walter Rattay, Bauleiter Klaus-Peter Glanz, Meister Gerhard Wilde und Zimmerer Siegfried Fähnrich (v. l. n. r.)



Stolz, doch nicht selbstzufrieden!

Von Ingenieur Klaus-Peter Glanz, Bauleiter

Wir haben unsere Baustelle festlich geschmückt, denn am heutigen Freitag um 15 Uhr findet die traditionelle Zeremonie des Richtaktes statt. Bewährte Bauleute werden für ihre hervorragenden Leistungen geehrt. Der dienstälteste Zimmerermeister, unser Hans Steinke, wird den Richtspruch vortragen, und hoch vom Bau wird die Krone davon künden: Wieder ist ein wichtiger Arbeitsabschnitt der Neugestaltung des Zentrums unserer Hauptstadt abgeschlossen.

Am vergangenen Freitag haben wir den letzten Teil der Decke über dem 39. Geschoß betoniert. Damit wurden die von uns am Hochkörper des Interhotels „Stadt Berlin" auszuführenden Rohbauarbeiten termingerecht beendet.

Welche Vielzahl von Ereignissen ist dieser nüchternen Meldung vorausgegangen? Groß waren die Anstrengungen unseres Kollektivs und aller anderen am Bau Beteiligten, lautete doch das Ziel: In acht Monaten ist ein 123 Meter hohes Gebäude mit rund 1 000 Quadratmetern Grundfläche und 39 Etagen monolithisch zu errichten. Welche Fülle von Problemen, Schwierigkeiten und Konfliktsituationen mußten wir bewältigen! Waren das immer echte Schwierigkeiten und Hemmnisse oder können wir sie zukünftig ausschalten? Diese und viele weitere Fragen drängen sich jetzt auf, die es zu beantworten gilt.

Die Tagebuchblätter machen deutlich, dieser Bau war für uns eine Aufgabe ohne Beispiel. Alle, so wie der Bau wuchs, sind an und mit dieser Aufgabe gewachsen. Beim Lesen erlebten wir nach, wie jeder Produktionsarbeiter und jeder Leiter nach Kräften mitdachte und mitwirkte.

Wir lasen, wie sich die einzelnen Brigaden und Gewerke, z. B. vom Deckeneinbau und Gleitbau, aufeinander einstellten, sich mit der gemeinsamen Aufgabe identifizierten, schließlich zu einem Kollektiv wurden. Die Tagebücher verdeutlichen die progressive Wirkung unseres sozialistischen Komplexwettbewerbs, und man spürt beim Lesen die entscheidende Rolle und Kraft unseres Parteiaktivs für den Erfolg. In sechs Monaten wuchsen 36 Geschosse. In dieser Zeit arbeiteten wir durchgehend im Dreischichtbetrieb und haben einen hohen Ausnutzungsgrad unserer Grundmittel erzielt. Mit dem Hotelhochkörper wurde erneut bewiesen, daß wir, die Bauleute der Deutschen Demokratischen Republik, in unserem Fach auch international mitreden können. Darauf sind wir stolz! Unser Dank gilt auch dem Präsidenten der Deutschen Bauakademie, Prof. Werner Heynisch, der großen Anteil an der Vorbereitung der Gleitbautechnologie hat.

Groß waren die Anstrengungen, um diese Leistungen zu erzielen. Dank allen, die das Werk vollbrachten. Besonders herzlicher Dank aber gebührt unsrer Mannschaft. Sie ist an diesem Bau über sich hinausgewachsen. Was die Männer bei Tag und Nacht, bei Hitze, Regen, Sturm und Kälte geleistet haben, ist schwer mit Worten auszudrücken. Unsere Familien, besonders die Muttis und Eheliebsten, haben während der Zeit höchster beruflicher Anspannung ihren Männern viele häuslichen Arbeiten und Sorgen abgenommen. Sie verzichteten auf manche Stunde des Beisammenseins, der gemeinsamen Erholung und haben immer wieder Verständnis für unsere Arbeit bewiesen. Sie haben uns, wie man so sagt, den Rücken freigehalten, und hatten damit Anteil am Gelingen des Baus.

Auch bei diesem Bau haben wir Lehrgeld bezahlt, viel gelernt. Wir werden weiter das Gelernte klug zu nutzen verstehen. Wir wollen es nutzen bei der Erfüllung unserer Verpflichtungen zu Ehren des 20. Jahrestages der Gründung unserer Republik, nutzen zur politischen und ökonomischen Stärkung unseres Arbeiter-und-Bauern-Staates.

(Geschrieben am 5. Dezember 1968)



Die Rüsterbrigaden bewiesen in über 100 Meter Höhe auf dem Hotel „Stadt Berlin" ihr artistisches Können

Die Geschichte zweier Straßen

Erstmals in der vielhundertjährigen Geschichte der Rathaus-/Liebknechtstraße wird sie architektonisch ein geschlossenes und harmonisches Ganzes bilden.
Gab es das jemals in dieser Gegend? Kindergärten und Schulen, mitten im Grünen, helle und sonnendurchflutete Wohnungen, Grünanlagen zur Entspannung für jedermann? Die Älteren kennen diese Gegend noch ganz anders. Sie erinnern sich der Hinterhöfe, die Licht und Sonne den Weg versperrten, der typisch kapitalistischen Wohnbauten.

Blick ins Kellerloch

Wir fanden Akten und Fotos, die mit erschreckender Deutlichkeit das Bild des Berlins der Vergangenheit erkennbar werden lassen. Dokumente, die unseren Stolz auf die sozialistische Hauptstadt begründen. Zitieren wir aus zeitgenössischen „Untersuchungen über die Wohnungverhältnisse der ärmeren Bevölkerungsklassen in Berlin", erschienen 1893. Über die Besichtigung einer Kellerwohnung ist zu lesen: „In der dumpfen Moderluft stockt der Atem, und so dunkel ist es hier, daß man den Weg tastend suchen muß. Die Küche ist ein enger Gang, der von der Treppe ausgeht und in dessen Hintergrund sich ein abgenutzter Herd befindet. Von dem Hahn der Wasserleitung tropft das Wasser auf den Boden, in dem ein großes Loch sichtbar ist. Im ganzen Boden scheint Schwammfäule zu sein, denn bei stärkerem Auftreten gerät er in Schwankung. An den nackten, kalten Mauerflächen bemerkt man in beiden Zimmern feuchte Flecken. In der Stube sind die beiden Fenster wie zum Hohn auf frische Luft und Sonnenlicht angebracht, die in





Bild oben
Protzige Bauten aus den Gründerjahren

Bild unten
Die Fassaden der Bürgerhäuser um das Rathaus sollten das Elend in den Hinterhöfen verbergen

diese Tiefe niemals eindringen. Das eine Fenster darf des nahen Hofklosetts wegen überhaupt nicht geöffnet werden ... Die Frau macht bei ihren vierzig Jahren den Eindruck einer Sechzigjährigen, und sie klagt darüber, daß ihre Hände rheumatisch gelähmt sind ... Die Kinder, die in diesen Kellerlöchern aufwachsen, bieten einen traurigen Anblick. Kümmerliche Ernährung, ungesunde muffige Luft und mangelhafte Kleidung müssen ihre körperliche Gesundheit früh zerstören."

Bezeichnend, daß in den Vierteln der Reichen die meisten Kellerwohnungen anzutreffen waren. Bereits im Volkszählungsbericht von 1867 wird darauf verwiesen, daß gerade die „feinsten Stadtteile" die meisten solcher Löcher hatten. 1890 gab es in Berlin 28 265 Kellerwohnungen, viele davon auch in dem Gebiet, wo sich heute der Fernsehturm reckt. Über 100 000 Einwohner lebten in Kellerwohnungen.

1 000 Mark je Quadratmeter

Die Rathausstraße, so heißt sie seit 1951, kann auf sechs Jahrhunderte zurückblicken. Ende des 13. Jahrhunderts angelegt, trug sie zuerst den Namen Oderberger Straße, danach Georgenstraße und seit 1701 Königstraße. Sie galt einst als große Hauptstraße des alten Berlins. Doch war sie weder dem Verkehr gewachsen, noch besaß sie jemals eine einheitliche Bauflucht.

Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts riß man rigoros in den Hauptstraßen die Wohnhäuser ab. An ihre Stelle traten Geschäfts- und Bürohäuser. Sie sollten das Elend in den Hinterhöfen verdecken. So wurde das Zentrum systematisch entvölkert.

Die Protokolle der Stadtverordnetenversammlung füllen viele Bände aus dem vorigen Jahrhundert „betreffend die Königstraße". Sie vermitteln ebenfalls ein erschreckendes Bild kapitalistischer Bodenspekulation.

Am 9. Mai 1899 gab der „Ausschuß zur Vorberathung der Vorlagen, betreffend den Erwerb der zur Verbreiterung der Königstraße zwischen der Poststraße und dem Israelischen Grundstück erforderlichen Flächen" wörtlich zu Protokoll: „Ferner fand der Ausschuß gegen den Antrag des Magistrats, das Grundstück Königstraße 10 zum Preise von 1 000 Mark je Quadratmeter freihändig einzukaufen, "nichts einzuwenden." Auch die „Bau-Deputation" bezeichnete diese Forderung des Eigentümers „für angemessen und annehmbar". Am 7. September des gleichen Jahres beschloß die reaktionäre Mehrheit des Stadtparlaments, die Summe zu zahlen. Kein Wunder, dieses Geld wurde ja aus den Steuergroschen derjenigen bezahlt, die in den Kellern vegetieren mußten.

„Hier tuth es noth"

Sehr aufschlußreich ist eine Debatte im Berliner Parlament am 5. Oktober 1893. Der Stadtverordnete Talke sagt über die Rathausstraße in seiner Polemik mit erzreaktionären Abgeordneten: Wenn man über die Spree hinwegblickt, „dann müssen Sie die Empfindung haben, als kommen Sie aus dem zwanzigsten Jahrhundert in das siebzehnte Jahrhundert hinein ... Die Stadtverordnetenversammlung sollte auch mal ihre Pflicht da üben, wo es am nöthigsten ist: im Herzen der Stadt. Hier tuth es noth, daß irgend etwas geschieht, um nicht den Verfall eines ganzen Stadttheils eintreten zu lassen." Dieser Stadtteil erlebt heute seine schönste Blüte.

Er mied die Straße wie die Pest

Machen wir auch noch einen kleinen Ausflug in die Geschichte der Liebknechtstraße. Sie trug, wie konnte es anders sein, ebenfalls den Namen eines Hohenzollern: Kaiser-Wilhelm-Straße. Dieser Wilhelm I. brüstete sich damit, diese Straße nie betreten zu haben, die „ihm zu Ehren" seinen Namen trug und nur Minuten von seinem Schloß entfernt war. War es nur Zynismus oder war es Angst vor dem erstarkenden Berliner Proletariat? Dieser Teil der Stadt bot in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts ein Bild der Kontraste. Der protzige, an den Vorderfronten der Häuser zur Schau gestellte Reichtum sollte das „Milljöh" der Hinterhöfe verbergen.

Der Bau der Straße begann 1868 und zog sich bis zum Jahre 1891 hin. Der Durchgangsverkehr von der Straße Unter den Linden konnte erst aufgenommen werden, nachdem die Brücke (die heutige Liebknechtbrücke) über die Spree fertiggestellt war. Die Breite dieser wichtigen Verkehrsader, die in den folgenden Jahren bis zur Münzstraße verlängert wurde, betrug 12 bis 14 Meter. (Zum Vergleich: Die Fahrbahn der neuen Liebknechtstraße wird eine Breite von 28 Metern besitzen.)

Für diese Straße, in den Gründerjahren gebaut, war ein kitschiger Fassadenstuck besonders typisch. Sie besaß nicht die Spur baulicher Schönheit. Doch sie, die seit dem Jahre 1945 den Namen Karl Liebknechts trägt, besitzt auch andere Traditionen. Dort wohnte im Jahre 1902 dieser große Revolutionär der



deutschen Arbeiterklasse. In der Weimarer Republik erlebte die Straße viele machtvolle Demonstrationen der Arbeiterklasse. Alle Maidemonstrationen führten durch diese Straße. Sie erlebte auch viele andere Kundgebungen des arbeitenden Berlins. So Pfingsten 1927, als sie widerhallte vom Marschtritt der proletarischen Hundertschaften beim 3. Reichstreffen des Roten Frontkämpferbundes. Die wohl eindrucksvollste Demonstration fand bei klirrender Kälte am 25. Januar 1933 statt. Über 130 000 Kommunisten, Sozialdemokraten und Parteilose zogen zum Karl-Liebknecht-Haus, dem Sitz des ZK der KPD, um den führenden Genossen ihre Kampfbereitschaft gegen den Faschismus zu bekunden. Jene revolutionären Arbeiter kämpften für ein Berlin, wie wir es heute aufbauen. Die Stadtverordnetenversammlung der sozialistischen Hauptstadt beschloß auch diesem Gebiet ein neues Antlitz zu geben.

Anfang 1968 begann der Bau der Rathaus- und Liebknechtstraße. Hier entstehen über 1 300 Wohnungen und zahlreiche repräsentative Geschäfte und Restaurants mit insgesamt über 3 000 Plätzen. Den baulichen Höhepunkt dieses wichtigen Bereiches im Stadtzentrum bildet der Fernsehturm, inmitten einer weiträumig gestalteten Grünanlage, in der nahe dem Rathaus der restaurierte Neptunbrunnen seinen Platz erhielt.

Der konzentrierte Aufbau des Stadtzentrums Berlins, der Hauptstadt unseres sozialistischen Vaterlandes, ist der wichtigste Schwerpunkt für die Bauarbeiter, Architek-

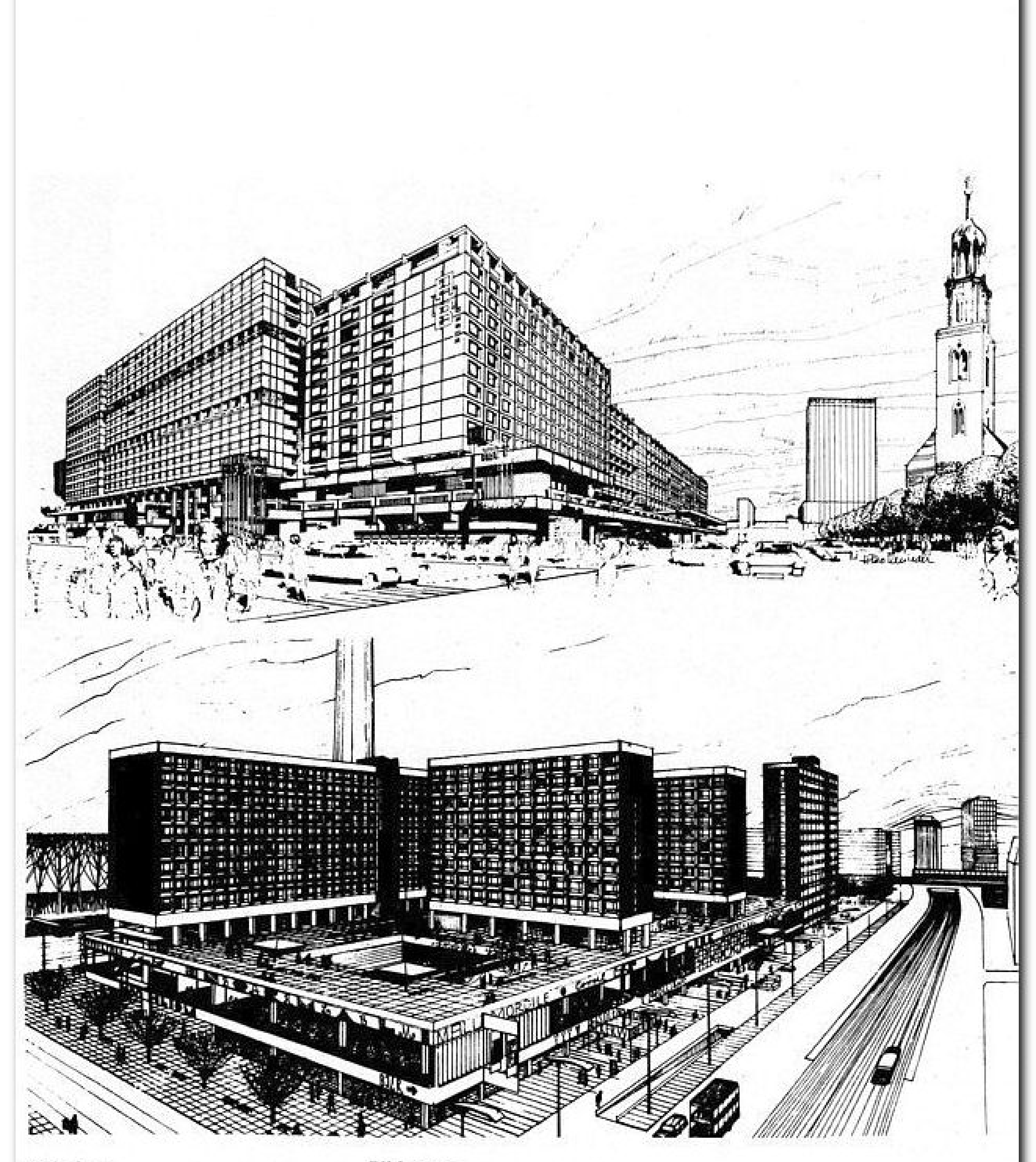


Bild oben
Die künftige Liebknechtstraße

Bild unten
Die Rathausstraße vom Rathaus gesehen, wie sie sich 1970 den Berlinern präsentieren wird. Rechts die Grunerstraße mit dem Straßentunnel

ten und Ingenieure. Dieser von Partei und Regierung gestellten Aufgabe widmen sie sich mit großer Begeisterung und Leidenschaft. Die sozialistische Metropole Berlin soll den ersten Arbeiter-und-Bauern-Staat auf deutschem Boden im In- und Ausland würdig repräsentieren.

Der Aufbau dieses ausgedehnten Gebietes stellt das Bindeglied zwischen dem Marx-Engels-Platz und dem Alexanderplatz dar. Damit ist der Schlußstein für die Gestaltung der zentralen Achse gesetzt, die vom Strausberger Platz über den Alex, den Marx-Engels-Platz und die Straße Unter den Linden verläuft und bis zum Brandenburger Tor führt. Sie ist mit ihren staatlichen, wissenschaftlichen und kulturellen Einrichtungen der Lebensnerv der Hauptstadt. Die Konzeption der Rathaus- und Liebknechtstraße sieht vor, sie geschlossen mit Wohnhochhäusern zu bebauen, in deren unteren zwei Geschossen sich überörtliche Einrichtungen des Handels, der Gastronomie und Kultur in großer Vielfalt befinden. Alle Gebäude erhalten oberhalb der Läden ein Terrassengeschoß, in dem u.a. auch Kindergärten untergebracht sind. Die Einwohnerdichte beträgt trotz der Ladenbauten je ha 445. So ist zwischen Rathaus- und Grunerstraße eine kompakte zweigeschossige Bebauung, die besonders durch Passagen und Innenhöfe sehr reizvoll wirkt, erfolgt. Dieses Ensemble in seiner Gesamtheit besitzt eine große Anziehungskraft auf die Berliner und ihre Gäste. Den Höhepunkt dieser städtebaulichen Komposition bildet der Fernsehturm, an dessen Fuß eine Großgaststätte mit Ausstellungsräumen errichtet wird. Auch eine ausgedehnte Parkanlage bietet den Hauptstädtern und Besuchern viele



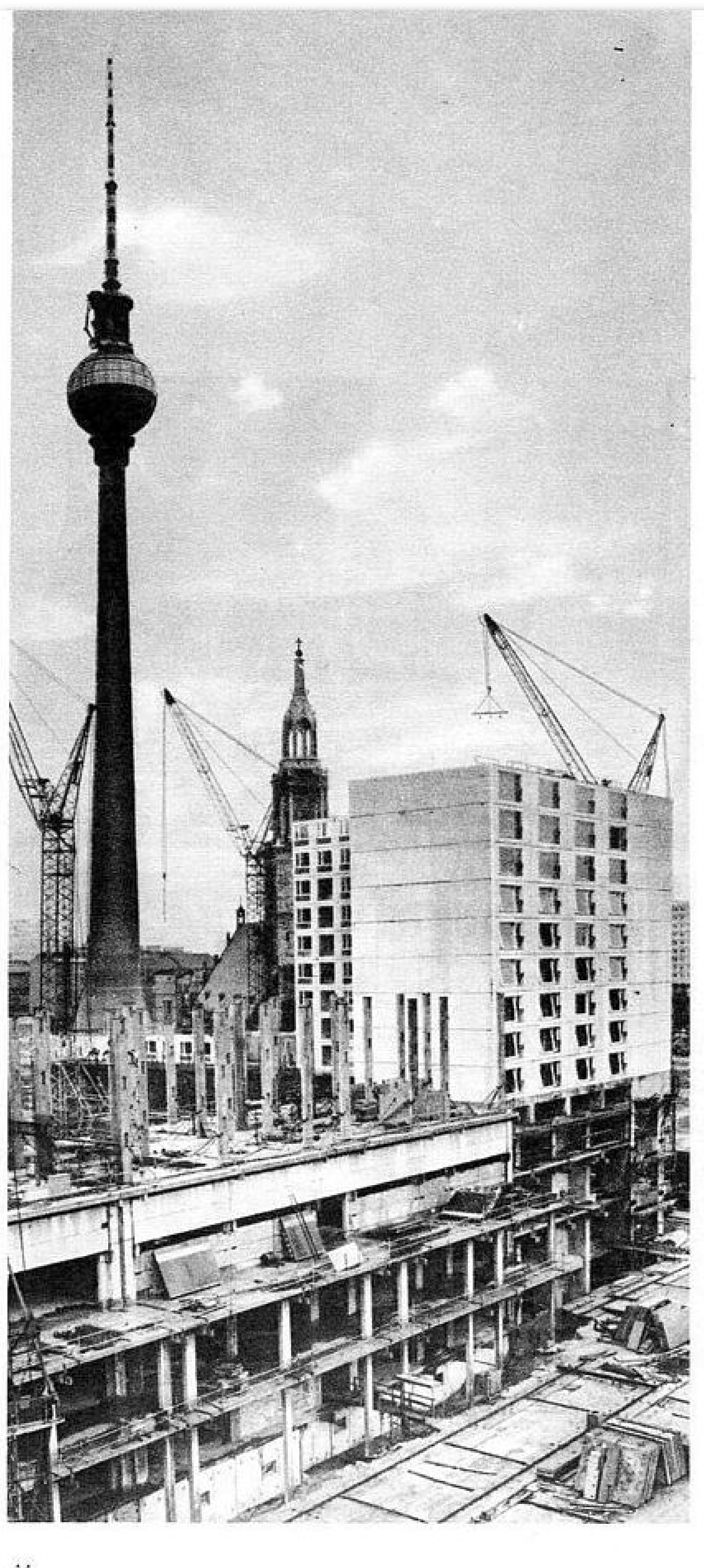


Bild oben

Bezirksbaudirektor Günter Peters (Mitte) diskutiert am Modell des Stadtzentrums mit den Architekten Heinz Graffunder (rechts) und Wolfgang Radke

Bild unten

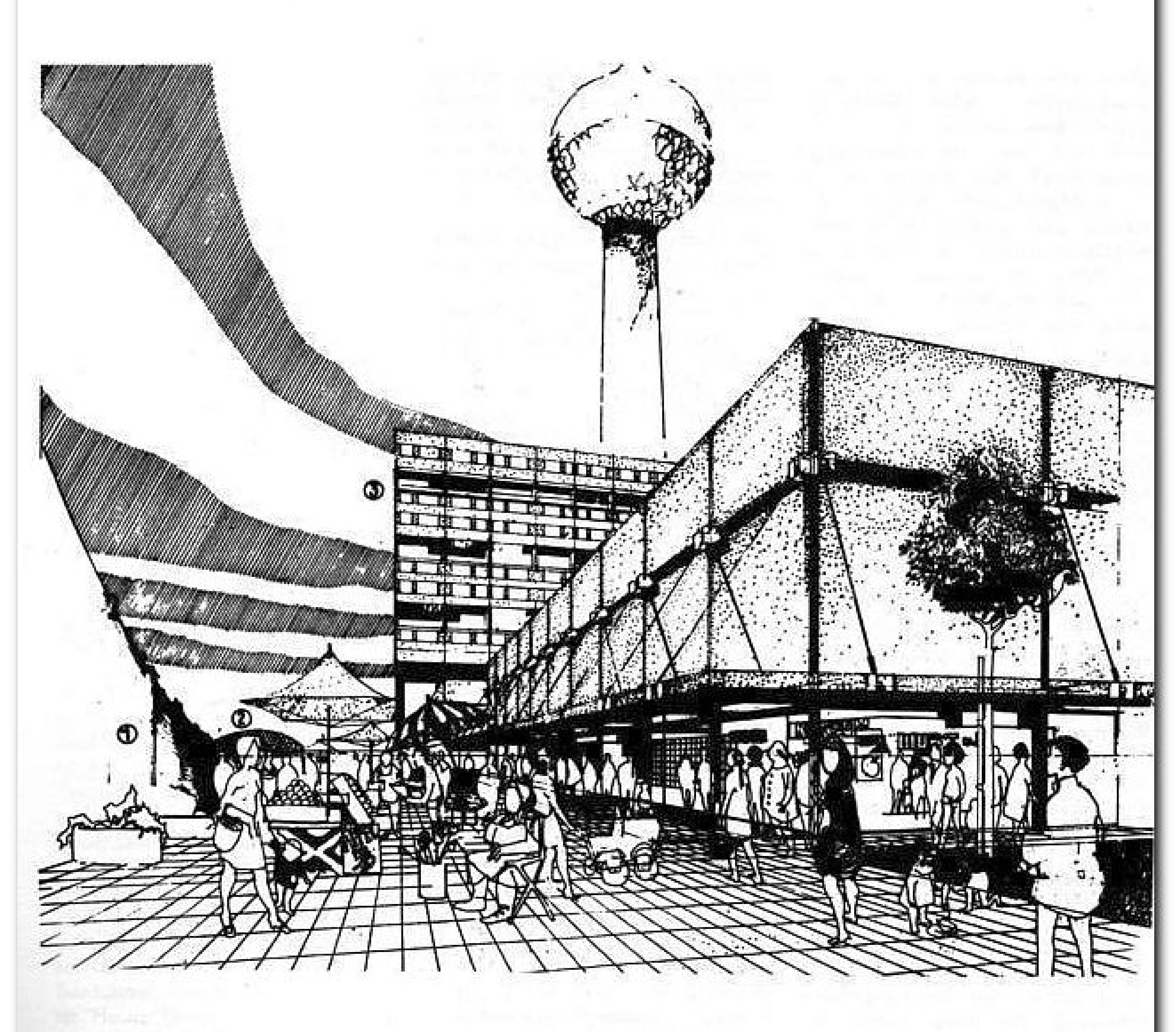
Mit großem Interesse verfolgten stets die Berliner die Bauarbeiten. Unser Bild zeigt, wie kompliziert die Tiefbauarbeiten waren, denn wie hier in der Rathausstraße, mußten vielerorts die Fundamente früherer Geschäftsbauten abgeräumt werden (August 1968)



Montage des Wohnhochhauses an der Spandauer Straße in Stahlbetonskelettbauweise (Juni 1969)

Möglichkeiten der Erholung. Auf dem Gelände der Großmarkthalle wurde die Berliner Markthalle wieder aufgebaut.
Die Architektenkollektive des Wohnungsbaukombinates Berlin, geleitet von Heinz Graffunder und Wolfgang Radke, haben sich bemüht, die architektonische Gesamtwirkung des Komplexes mit den vorhandenen eindrucksvollen Bauwerken, wie dem Rathaus, dem Fernsehturm und den Bauten am Alexanderplatz, harmonisch abzustimmen.

Die Markthalle



Harmonisch ordnet sich die neue Markthalle in das moderne Ensemble der Rathaus- / Liebknechtstraße ein, in dessen Mittelpunkt sich der Fernsehturm hoch über Berlin erheben wird. Ein bewährtes Architektenkollektiv des Wohnungsbaukombinates, geleitet von Architekt Wolfgang Radke, zeichnet für die neue Einkaufsstätte verantwortlich. Ihm gehören als leitende Architekten Gerhard Hölke, Dr.-Ing. Hans-Peter Schmiedel, Dr.-Ing. Manfred Zumpe und Gerfried Mantey an. Die Skizze zeigt die Markthalle von der Rochstraße aus gesehen: 1 S-Bahn-Bogen, 2 Bahnhof Alexanderplatz, 3 Wohnhäuser in der neuen Liebknechtstraße

Wenn die Bauten in der Liebknechtstraße im Jahre 1970 fertiggestellt sein werden, dann kann man direkt von dieser neuen Magistrale durch eine Passage in die neue Markthalle gelangen. Sie schiebt sich gewissernaßen unter den Wohnbauten hindurch. Sie ist ein Stück alte Berliner Tradition. Die alte Markthalle wurde am 3. Mai 1886 eröffnet.

Am Ende des Jahres 1968 wurde der 1. Bauabschnitt der neuen Halle nach achtmonatiger Bauzeit vom Wohnungsbaukombinat übergeben.

Mit ihrer Entscheidung, eine neue Markthalle zu bauen, bekräftigten unsere Stadtverordneten, daß sie den Berlinern im wahrsten Sinne des Wortes ins Herz geschaut haben. Das war nicht immer so.

Aus den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts, als es um den Bau von Markthallen in Berlin ging, kann man so etwas nicht berichten. Obwohl von vielen Berlinern gefordert, haben die Abgeordneten des damaligen Stadtparlaments viele Jahre alle Projekte zerredet.

Die Berliner Markthallenfrage bezeichnete der Stadtverordnete Hanke am 24. Februar 1891 als eine „kommunale Seeschlange". Den Beweis liefert am 28. Juni des gleichen Jahres der Stadtverordnete Scheiding, der eine Bilanz vornimmt.

Reisebericht nach 16 Jahren

Gründliche Aktenstudien, so sagt er, hätten ergeben, daß bereits 1848 Vorschläge zum Bau von Markthallen unterbreitet worden seien. Das geschah deswegen in dieser „bewegten Zeit", wie Scheiding hervorhebt, um „die Aufmerksamkeit der arbeitenden Bevölkerung abzulenken ... Nachdem die Verhältnisse sich ruhiger gestalteten, ist die Sache aus den Beratungen der Kommunalbehörden wieder verschwunden."

1865 hatte der Magistrat Stadtrat Risch und Baumeister Hennicke, aus Steuergroschen finanziert, durch halb Europa reisen lassen, um Markthallen in anderen Großstädten zu begutachten. Drei bis vier Monate währte die kostspielige Rundreise. 16 Jahre dauerte es, bis den Stadtverordneten ein erster detaillierter Bericht vorlag. Es sträuben sich heute beim Lesen die Haare, wie die Berliner damals über Jahrzehnte hinweg an der Nase herumgeführt wurden.

Ein Hemmnis, uns heute völlig fremd, war die kapitalistische Grundstücksspekulation. Eine Rede des damaligen Oberbürgermeisters von Forckenbeck bekräftigt das. Über 1,2 Millionen Mark waren für den Markthallenbau veranschlagt, aber für drei Grundstücke sollten über 1,6 Millionen Mark bezahlt werden.

Über viele Jahre kann man diese Debatten in den Protokollen verfolgen. Schließlich begann am 18. Juli 1883 der Bau der Markthalle, die am 3. Mai 1886 eröffnet wurde. 38 Jahre währte im vorigen Jahrhundert das zähe Ringen der Berliner um ihre Markthalle.

Die neue Markthalle aber wird nur wenige hundert Meter entfernt die Handelstradition der alten Markthalle fortsetzen. Wie ehedem wird dort mit Herz und Schnauze gehandelt und gekauft werden. Ein Stückchen lieb gewordenes Berlin wird so weiterleben. So beschlossen es unsere Stadtverordneten.

Die Partei ist überall der Motor

Auf allen Großbaustellen des Zentrums der Hauptstadt – ob am Alexanderplatz, in der Rathaus-/Liebknechtstraße oder am Leninplatz – wurden Parteiaktivs gebildet. Ihnen gehören auch alle jene Genossen an, die Kooperationspartner der Baukombinate sind. Die Parteiaktivs haben sich als Initiatoren des sozialistischen Wettbewerbs bewährt. Sie spornten alle Bauschaffenden zu hohen Leistungen an zu Ehren der Republik. Wann immer sie zusammentraten, gingen starke Impulse für den konzentrierten Aufbau des Zentrums von ihnen aus. Davon zeugt eine der Tagungen, stattgefunden am 17. Juni 1968 im Kulturhaus des Wohnungsbaukombinates Berlin.
Sie kamen direkt von der Schicht.
Die sich hier im Kultursaal des Wohnungsbaukombinates in der Rüdigerstraße in Lichtenberg versammeln, sind bewährte Bauleute. Stimmengewirr im Vestibül. Die Namen vieler der hier Anwesenden sind manchen Berlinern längst geläufig. Brigadier Günter Wallat, Zimmermann und Parteiorganisator, der am Hotel „Stadt Berlin" baut. Dann Genosse Herbert Kohlmann, der urwüchsige Brigadier vom WBK, der das zweite Wohnhochhaus auf der Fischerinsel montiert. Genosse Alfred Streit, Meister im Tiefbaukombinat, der den Straßentunnel Alexanderplatz baut. Da ist Heinz Graffunder, seit einigen Wochen Kandidat der Partei, der mit seinem Architektenkollektiv die neue Rathausstraße projektiert hat. Es sind die Besten von den Bauplätzen des Zentrums, die hier zur Parteiaktivtagung der Kreisleitung Bauwesen zusammenkommen. Wie immer, wenn das Parteiaktiv beriet, nimmt auch heute Genosse Paul Verner, Mitglied des Politbüros und 1. Sekretär der Bezirksleitung, begleitet vom Mitglied des Zentralkomitees und 2. Sekretär der Bezirksleitung, Genossen Konrad Naumann, daran teil.
Allen im Saal, die heute kritisch den bisherigen Aufbau des Zentrums beurteilen und die die Aufgaben im Wettbewerb zum 20. Jahrestag diskutieren wollen, geht es um kürzere Bauzeiten, niedrigste Kosten und vorzügliche Qualität. Hier spürt man es genauso wie auf den Bauplätzen – die Genossen unserer Partei verwirklichen durch ihre Tatkraft, durch ihren vorbildlichen Einsatz die führende Rolle der Partei.

Es gilt das Wort aller

Genosse Walter Hoffmeister, 1. Sekretär der Kreisleitung Bauwesen, zieht in seinem Bericht kritische Bilanz der bisher erreichten Wettbewerbsergebnisse. Überall gibt es Kollektive, die unter der führenden Hand der Partei große Leistungen vollbringen, sagt er. Für alle Baustellen beispielgebend ist das Wohnungsbaukombinat. Eine straffe wissenschaftliche Leitung gewährleistet dort, daß die Pläne erfüllt werden. Die Zusammenarbeit dieses Kombinats mit den Kooperationspartnern ist für alle Leitungen im Stadtzentrum studierenswert.

Die Diskussion eröffnet temperamentvoll Genosse Herbert Kohlmann. Seine „Heimat"-Brigade, viermal errang sie den Staatstitel, ist aufgeteilt worden, bildet den Stamm für drei neue Kollektive. Herbert Kohlmann baut jetzt im Fischerkietz. Er spricht begeistert davon, daß er mit seinem jungen Kollektiv Hochhäuser bauen wird, die von der Stärke unserer Republik künden sollen. Solche Bauten wie im Zentrum, so sagt er, stellen hohe fachliche und technische Anforderungen. Darum hat der Chefstatiker des WBK, Genosse Dr. Arno Knuth, in seiner Brigade gesprochen. Genosse Kohlmann übt Kritik an der Ökonomie des WBK. Auf Materialbestellungen erhält man keine Antwort, ob der Artikel geliefert werden kann oder nicht. Man bestellt also wieder und immer wieder. Das kann dazu führen, erklärt er unter großer Heiterkeit, daß wir, wenn das Material plötzlich vorhanden ist, doppelt und dreifach geliefert bekommen.

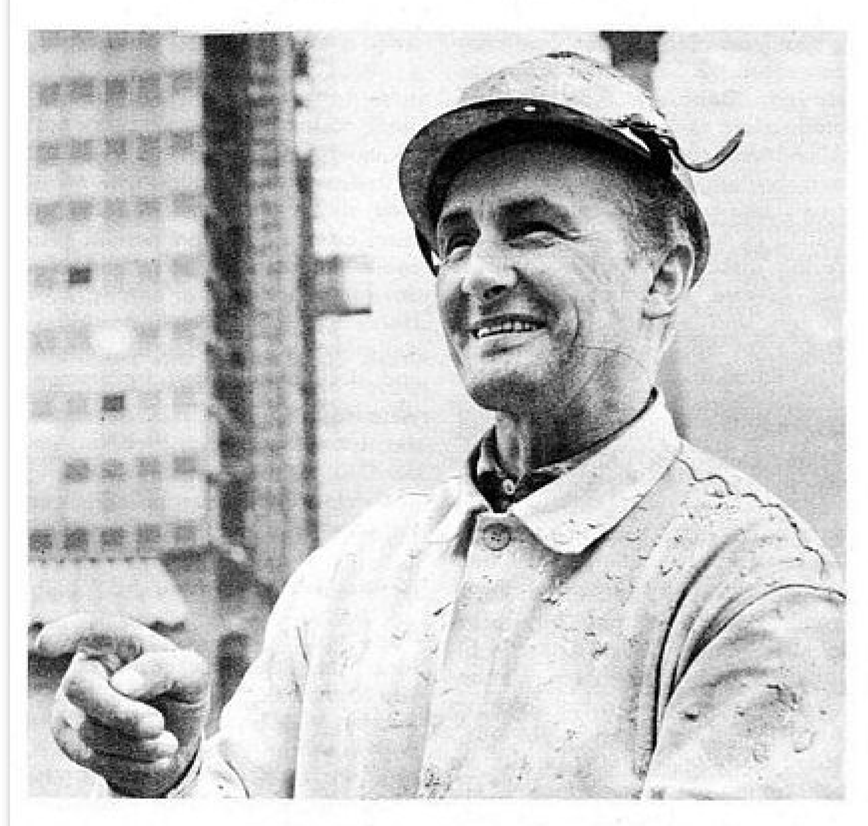
Was der Brigadier hier anschneidet, ist ein wichtiges Problem, um die Organisation und die Ordnung auf vielen Bauplätzen gründlich zu verbessern.

Die Bergleute vom Alex

Dann spricht ein „Bergmann vom Alex", der Bauführer des VEK Tiefbau Lothar Bechler. „Wir sind bereit, den Auftrag unserer Partei und Regierung in Ehren zu erfüllen", sagt er, „und das unterirdische Stadtzentrum den Wettbewerbsterminen entsprechend aufzubauen." Der junge Bauführer berichtet, wie die Partei alle Ingenieure und Bauleute unter Tage anspornte, manche Schwierigkeit zu überwinden. Neuerer des Kollektivs haben Verbesserungsvorschläge eingereicht, die sofort verwirklicht wurden und einen Nutzen von 300 000 Mark brachten.

Kräftige Zwischenrufe,' doch langsam zu sprechen, können das Temperament des Architekten Lothar Kwasnitza vom IHB nicht bremsen. Er kritisiert die hektische Arbeit in der Projektierung. Der alte Zopf der Leitung von Berlin-Projekt ist bei IHB noch sichtbar. Von Terminen getrieben, bilden wir Springerkollektive, statt sozialistische Kollektive in kontinuierlicher rbeit zu formen.

Brigadier Franz Holfeld vom VEB Stuck und Naturstein, einer der bewährtesten Bauarbeiter der Hauptstadt, der auch als Stadtverordneter gewählt wurde



Das muß geändert werden.

Genosse Franz Holfeld, der heute seinen Geburtstag feiert, ist Brigadier im VEB Stuck und Naturstein. Uns fehlen Stukkateure für die Bauten des Zentrums, beginnt er seinen Beitrag. Deshalb berieten wir in der Parteileitung, wie wir den Zeitaufwand durch Takt- und Fließfertigung bei Stuckarbeiten senken können. Wenn genügend Rüstungen bereitgestellt und Baufreiheit vorhanden ist, könnn wir z.B. die Arbeitsproduktivität beim Ausbau des Hauses der Elektroindustrie erheblich steigern.

Genosse Günter Wallat, Parteiorganisator am Hotel „Stadt Berlin", kann von Fortschritten am Gleitbau berichten. Das Parteiaktiv hat mit der Bauleitung dafür gesorgt, daß die Ideen und Vorschläge aller Kollegen in das Wettbewerbsprogramm aufgenommen werden. Jeder kenne jetzt seine Aufgabe an seinem Arbeitsplatz.

Eine stark beachtete Rede hält Dr. Arno Knuth, seit einigen Wochen Kandidat der Partei. Der Chefstatiker des WBK verweist auf die derzeit ungenügende Projektierungskapazität. Die Bauten des Zentrums aber sind Ingenieurbauwerke ersten Ranges. Deshalb müßten mehr Ingenieure in die Projektierung eingegliedert und von den Auftraggebern exakte Angaben über den künftigen Verwendungszweck der zu projektierenden Gebäude gemacht werden.

So reiht sich Vorschlag an Vorschlag, wegweisend für den Wettbewerb zum 20. Jahrestag der Republik.

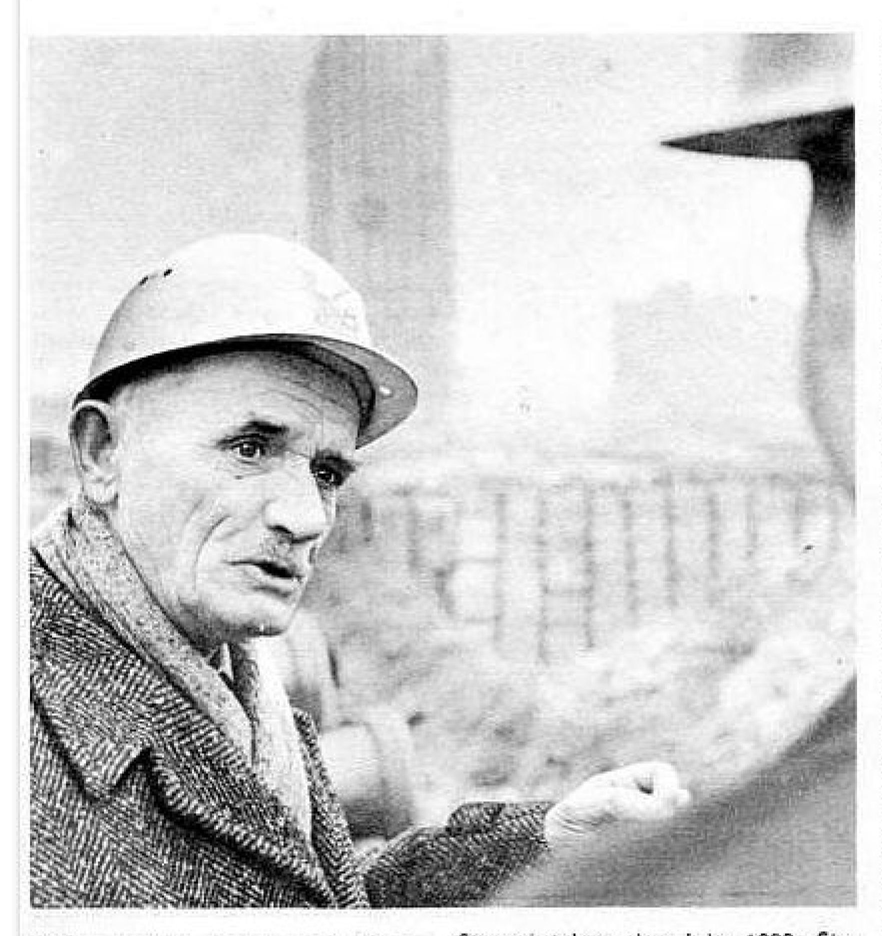
In der mehrstündigen Diskussion sprechen viele Genossen, sachlich, kritisch und auch humorvoll. Ihre Worte sind von dem Willen durchdrungen, auf den Ergebnissen nicht auszuruhen und ungeachtet zeitweiliger Schwierigkeiten auf dieser oder jener Baustelle, im sozialistischen Wettbewerb, in echter Gemeinschaftsarbeit und enger Kooperation mit allen Betrieben die von Partei und Regierung gestellten Aufgaben im Stadtzentrum erfolgreich zu meistern.

Das Schlußwort hält Genosse Paul Verner. Er zeichnet zu Beginn ein Bild von der Größe des Planes, das Zentrum der sozialistischen Hauptstadt aufzubauen. Die Berliner Bauschaffenden haben bis zum 20. Jahrestag die gigantische Aufgabe zu lösen, auf einem Gebiet von 250 Hektar zahlreiche Bauten schlüsselfertig zu errichten. Das Zentrum zu bauen, hat großes Gewicht in der weltweiten Auseinandersetzung zwischen Sozialismus und Kapitalismus. Darüber müsse sich jeder Bauschaffende täglich im klaren sein, ruft er aus, und das muß ein ständiges Gesprächsthema für die Genossen in den Brigaden sein.

Erhebender Abschluß in der 21. Stunde des Tages ist die Verleihung der Wanderfahne an das Wohnungsbaukombinat für die guten Leistungen im ersten Halbjahr. Paul Verner und Konrad Naumann überreichen sie Hauptdirektor Eugen Schröter und Parteisekretär Erwin Gürnth. Noch einmal erfüllt herzlicher Beifall die Tagungsstätte, in der die Parteiaktivisten die vor ihnen stehenden Aufgaben kritisch beraten und abgesteckt haben.

Wer für den Sozialismus kämpft, bleibt ewig jung

86 junge Erbauer des Stadtzentrums wurden am 5. März 1968 Kandidat der Partei



Genosse Artur Radtke, seit Jahren als Parteiorganisator im Tiefbaukombinat bewährt, gibt seine Kampferfahrungen den jungen Genossen weiter

Sie schrieben das Jahr 1928. Sie, das waren die Arbeiter in den Tunnelschächten der U-Bahn-Baustelle Gesundbrunnen. Arbeitslose, die das Glück hatten, wenigstens für 13 Wochen wieder Arbeit zu haben. So sah es das Notprogramm des damals sozialdemokratischen Magistrats vor. Sie, das waren jene, denen die würgende Angst der Arbeitslosigkeit im Nacken saß – bei jedem Handgriff. Sie, das waren die Bauleute, die sich nicht mit der Willkür der Unternehmer und des Staates abfinden wollten. Sie streikten daher, für das einfachste, wie es uns heut scheinen will, für gesicherte Arbeit des Arbeiters.

Zu ihnen gehört Artur Radtke. Er war 23 Jahre alt. Die Kumpel vom Bau wählten ihn in die Streikleitung. Und da er ein entschlossener Gewerkschafter war und zudem die jüngsten Beine besaß, schickte man den Schwarzhaarigen als Kurier durch Berlin. Von Baustelle zu Baustelle zog er agitierend: Unterstützt unseren Streik! So am Alex, in Friedrichsfelde, in der Hasenheide, am Moritzplatz.

Artur Radtke erhielt den blauen Brief, und er kam zudem auf die schwarze Liste. Wo er fortan um Arbeit anhielt, hieß es nach spätestens drei bis vier Stunden: Wir können Sie nicht beschäftigen. Damals ergriff ihn der Gedanke der Einheitsfront der Arbeiterklasse, wie ihn Ernst Thälmann, Wilhelm Pieck, Walter Ulbricht verfochten. Diesem Ziel widmete auch er seither sein Leben.

Sie schrieben das Jahr 1967. An der Betriebsberufsschule des Bau- und Montagekombinats Ingenieurhochbau Berlin herrscht verständliche Aufregung. Die Lehrlinge sollten auf den Zentrumsbaustellen arbeiten. Mit am Alex bauen und lernen, am größten Bauvorhaben der Republik die ersten Sporen verdienen. Auch der 18jährige FDJler Bernhard Junicke gehört dazu. Seine Lehrer schätzen ihn als einen jungen Bauarbeiter, der gleichermaßen das handwerkliche wie das gesellschaftliche Rüstzeug besitzt, um ein guter Fachmann zu werden. Er versteht es, sich in das Kollektiv einzuführen und es zu festigen.

Als er zum erstenmal auf die Baustelle kam, sagte mancher: „Na, du junger Dachs, wirst du auch mithalten können?" Bernhard packte zu. In seinem Schichtleiter Michael Hänke fand er einen erfahrenen Freund. Über den Dächern Berlins



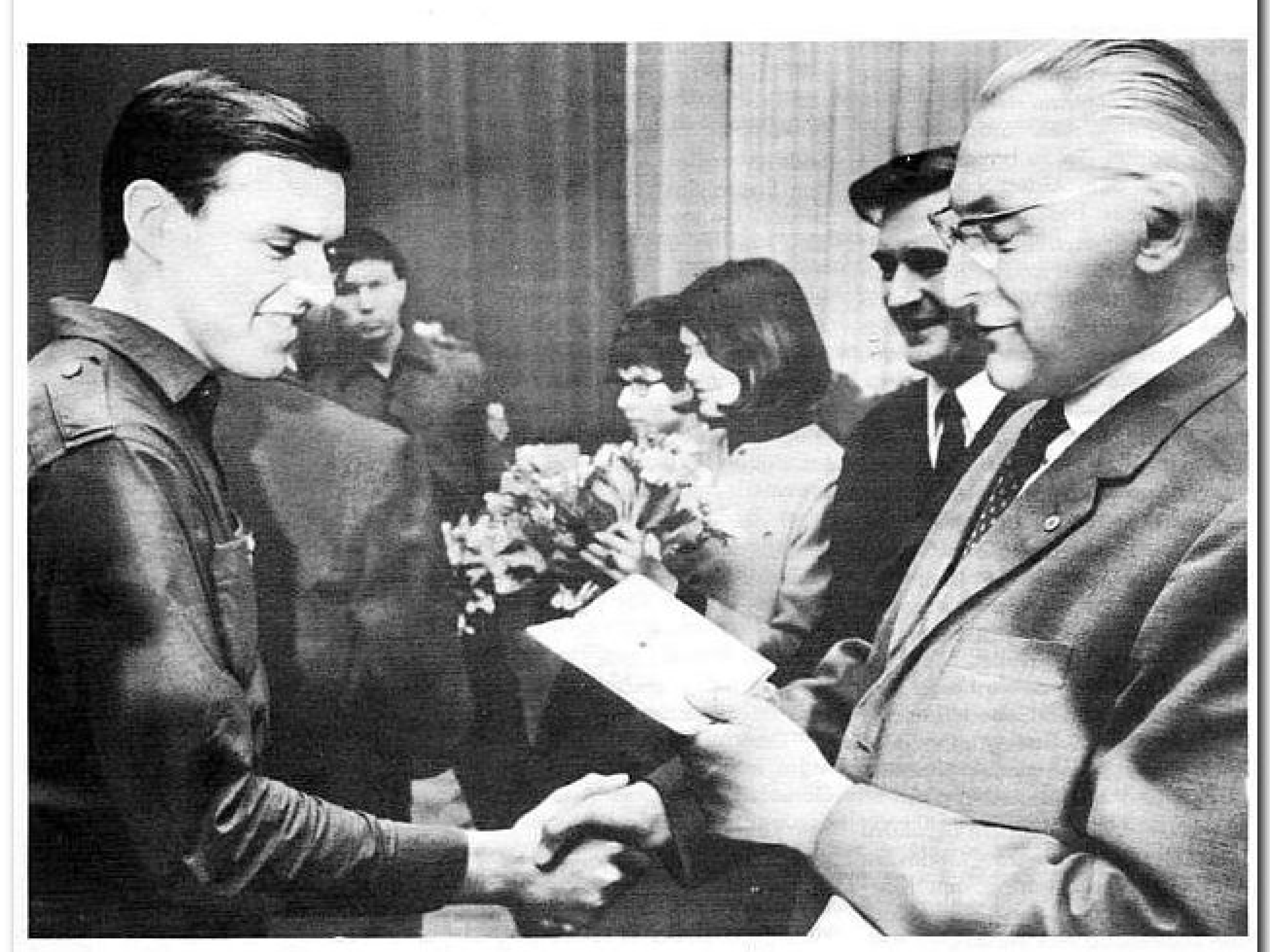
Hoch über dem Alexanderplatz: Lehrling Bernhard Junicke auf seiner ersten Baustelle, dem Haus der Elektroindustrie. Er ist begeistert von seiner Arbeit

hat er bewiesen, daß man sich auf ihn verlassen kann. Er hängt mit ganzer Liebe an seinem Beruf. Davon kündet auch sein Feierabendwerk besonderer Art. Bernhard führt eine Chronik des Aufbaus des Stadtzentrums. Sie wird er eines Tages seinem Kombinat und der Ingenieurschule für Bauwesen übergeben. Er will Architekt werden.

Von der Baustelle reicht der Blick weit über das Zentrum. Oft sagte sich Bernhard: Das ist das Werk der geeinten Arbeiterklasse, die unter Führung Wilhelm Piecks und Walter Ulbrichts erkämpft wurde. Dieser Partei willst du angehören.

Weißer Saal der Kongreßhalle am Alexanderplatz. Der kampferprobte und der junge Genosse, Artur Radtke und Bernhard Junicke, treffen sich dort, am 5. März 1968. 86 junge Erbauer des Stadtzentrums, tüchtige Lehrlinge, bewährte Facharbeiter, erfahrene Meister und fleißige Studenten, werden in einer Feierstunde der Kreisleitung Bauwesen ihre Kandidatenkarte erhalten. Daran nehmen teil: Paul Verner, Mitglied des Politbüros und 1. Sekretär der Bezirksleitung, das Mitglied des ZK Konrad Naumann und der Kandidat des ZK Roland Bauer. Es ist jene Tagungsstätte, in der Genosse Walter Ulbricht vor der obersten Volksvertretung den Entwurf der sozialistischen Verfassung begründet hat.

Blumengeschmückt die Bühne des Saales. An der Stirnwand die Porträts von Marx, Engels und Lenin. Viele erfahrene Genossen – Parteisekretäre, Bürgen und Angehörige – begleiten die jungen Kandidaten. Sie wollen dabeisein, wenn sich ihre Arbeitskollegen, ihre Töchter und Söhne einreihen in die Millionenfamilie der Sozialisten. An alle wendet sich Genosse Paul Verner. Er spricht von einer doppelten Freude, die uns in dieser Stunde bewegt. Wer nach Jahrzehnten des Kampfes in der deutschen Arbeiterbewegung zurückblickt, erinnert sich immer wieder mit innerer Bewegung des Tages, da er in die Reihen der Partei eintrat. Es war der Beginn eines neuen Lebensabschnittes. Wir freuen uns besonders



darüber, daß 86 junge Erbauer des Zentrums unsere Reihen stärken. Ih künftiges Werk wird auf den Ruhmesblättern der Geschichte der Hauptstadt, der Republik und der deutschen Arbeiterbewegung verzeichnet sein.

Fast zwei Jahrzehnte Deutsche Demokratische Republik beweisen, so begründet einer der Kandidaten seinen Entschluß, daß unser Weg richtig ist. Ein anderer sagt: Viele kampferfahrene Genossen haben dem Glück des arbeitenden Volkes seit Jahrzehnten ihr Leben geweiht. Das kampferfüllte Leben unseres hochverehrten Genossen Walter Ulbricht, der seit über 60 Jahren in den Reihen der organisierten Arbeiterbewegung wirkt, ist mein Vorbild. Ihm nachzueifern ist mein Ziel als junger Genosse. Ein Blick in den Saal, wo vereinigt im Raum im Kampf gestählte und vom Kampfgeist beseelte alte und junge Genossen sitzen, macht es deutlich: Wer für den Sozialismus kämpft, bleibt ewig jung.

Sechsundachtzig junge Genossen wollen, vereint im freiwilligen Kampfbund der Gleichgesinnten, in vorderster Reihe wirken. Sie werden

Der Beginn eines neuen Lebensabschnittes für 86 Genossinnen und Genossen. Genosse Paul Verner, Mitglied des Politbüros, überreicht die Kandidatenkarten. Links neben ihm der 1. Sekretär der Kreisleitung Bauwesen, Walter Hoffmeister. Bernhard Junicke gibt er wie allen mit auf den Weg: Werdet standhafte Kämpfer!

eine Aufgabe lösen, wie sie nicht jeder Generation gestellt ist – sie bauen das Zentrum der Hauptstadt des sozialistischen Staates deutscher Nation. So zu bauen, daß es auch vor dem Urteil kommender Generationen bestehen kann.

Sie streben nach Einheit in Wort und Tat. Auf den Baustellen schaffen sie heute die Verfassungswirklichkeit von morgen. Sie wollen das Bautempo so erhöhen, daß das Zentrum, wie von Partei und Regierung beschlossen, die Silhouette der Stadt bestimmt und von der Kraft und Stärke ihres sozialistischen Vaterlandes kündet.

Festliche Stille zieht in den Saal. Paul Verner überreicht den Genossinnen und Genossen die Kandidatenkarte. Jeder der Kandidaten erhält als bleibendes Andenken an diesen bedeutungsvollen Tag im Leben die Biographie von Karl Marx, des größten Sohnes unseres Volkes. Die Solistengruppe des Erich-Weinert-Ensembles intoniert Kampf- und Arbeiterlieder.

Worte des Dankes spricht Bernhard Junicke. Die älteren Genossen mußten sich einst in harten Klassenschlachten gegen den Staat der kapitalistischen Ausbeuter bessere Lebensbedingungen erkämpfen. Für uns Bauleute heute liegt das Feld des Klassenkampfes auf unseren Bauplätzen. Das Zentrum in kurzen Bauzeiten und mit geringen Kosten zu errichten, das ist unser entscheidender Beitrag im Klassenkampf.

Sodann verliest er einen Brief an den Ersten Sekretär des Zentralkomitees, Genossen Walter Ulbricht. „Sie sind für uns das Vorbild eines revolutionären deutschen Arbeiters!" heißt es darin, „der sein ganzes Leben dem Kampf der deutschen Werktätigen für Frieden und Sozialismus gewidmet hat. Mit Ihrer Tätigkeit ist untrennbar der Aufstieg unseres sozialistischen Staates deutscher Nation und, das betonen wir besonders, seiner Hauptstadt Berlin, verbunden. Wir versprechen der Partei am heutigen Tage, daß wir stets bemüht sein werden, Ihrem Beispiel und dem Vorbild der revolutionären Kämpfer unseres Volkes nachzueifern, mit Leidenschaft und Mut gegen den Imperialismus zu kämpfen." Stürmisch, lang anhaltend ist der Beifall.

Dann tritt Genosse Artur Radtke, der alte erfahrene Berliner Bauarbeiter, an das Rednerpult. Warmherzig beglückwünscht er die neuen Kämpfer. Kandidat unserer Partei zu sein, sagt er nicht ohne Stolz, ist eine hohe Ehre und Auszeichnung. Immer mehr der besten Arbeiter, Ingenieure und Angehörigen der Intelligenz finden den Weg zu uns.

Der Brief an Walter Ulbricht trägt 86 Namenszüge. Wenn ihren Unterzeichnern nach Monaten der Bewährung das Mitgliedsbuch feierlich überreicht wird, werden schon viele Bauten rund um den Fernsehturm hoch in den Himmel ragen. Zeugen auch dafür, daß 86 junge Schrittmacher mit der Tat zu ihren Wort gestanden haben, das sie an jenem Märztag des Jahres 1968 der Partei gaben.



Brigitte Friedrich studiert an der Ingenieurschule für Bauwesen in Berlin. Auch sie brennt darauf, nach dem Studium an der Hauptstadt mitzubauen. Seit dem 1. März 1968 ist sie Kandidat der Partei

An den

Ersten Sekretär des Zentralkomitees
der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands
und Vorsitzenden des Staatsrates der DDR, Genossen Walter Ulbricht
B e r l i n

Hochverehrter Genosse Walter Ulbricht!

Wir jungen Bauarbeiter, Ingenieure, Bauleiter und Architekten der Hauptstadt Berlin schreiben Ihnen diesen Brief am bedeutsamsten Tag unseres Lebens. Seit heute sind wir Kandidaten der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands.

Die Entscheidung, uns in die Reihen des großen revolutionären Kampfbundes der Arbeiterklasse und des werktätigen Volkes zu stellen, ist in jedem von uns seit längerer Zeit herangereift. Daß wir diesen Schritt gerade jetzt tun, hat gute Gründe.

Wir sprechen augenblicklich über den Entwurf der sozialistischen Verfassung unseres Staates. Wie könnten wir dieser Verantwortung besser gerecht werden als in den Reihen der Partei der Arbeiterklasse, mit deren Wirken die bisherigen Erfolge und künftigen Siege untrennbar verbunden sind. Damit Verfassungstext und Verfassungswirklichkeit eins sind, ist die Einheit von Wort und Tat, von Denken und Handeln erforderlich. Auch das ist Anlaß für unsere Entscheidung und für die Verpflichtung, die wir im Wettbewerb zur Vorbereitung des 20. Jahrestages der Gründung unserer Republik übernommen haben. Ansporn für uns, hochverehrter Genosse Walter Ulbricht, ist nicht zuletzt Ihr persönlichen Wirken in den 75 Jahren Ihres Lebens, von denen Sie 60 Jahre in den Reihen der organisierten deutschen Arbeiterbewegung stehen. Sie sind für uns das Vorbild eines revolutionären deutschen Arbeiters, der sein ganzes Leben dem Kampf der deutschen Werktätigen für Frieden und Sozialismus gewidmet hat. Mit Ihrer Tätigkeit ist untrennbar der Aufstieg unseres sozialistischen Staates deutscher Nation und, das betonen wir besonders, seiner Hauptstadt Berlin, verbunden.

Wir versprechen der Partei am heutigen Tage, daß wir stets bemüht sein werden, Ihrem Beispiel und dem Vorbild der revolutionären Kämpfer unseres Volkes nachzueifern, mit Leidenschaft und Mut gegen den Imperialismus zu kämpfen. Wir werden fleißig lernen, um uns das für die Meisterung unserer Aufgaben erforderliche marxistisch-leninistische und fachliche Wissen anzueignen. Wir sind uns der großen Verantwortung bewußt, die uns der Aufbau des Zentrums der Hauptstadt unseres sozialistischen Staates deutscher Nation, Berlin, auferlegt und werden alles tun, um die Bauzeiten zu verkürzen, in erstklassiger Qualität zu bauen und die Kosten weiter zu senken. Dabei wollen wir als Schrittmacher wirken und all unser Können für die Sache des Sozialismus einsetzen.

Mit sozialistischem Gruß

Berlin, den 1. März 1968

(Der Brief ist von allen 86 Kandidaten unterzeichnet worden.)

Verbunden mit dem Volke

Führende Persönlichkeiten der Partei, der Regierung und des Magistrats weilten oft – getreu dem Grundsatz „Gemeinsam schaffen wir für die allseitige Stärkung der Republik" – bei den Erbauern des Zentrums der Hauptstadt. Alle diese Aussprachen – stets offen, sachlich und kritisch geführt – zeugten von der engen Verbundenheit zwischen Parteiführung, Regierung und den Werktätigen. Von zwei dieser Begegnungen soll hier berichtet werden.



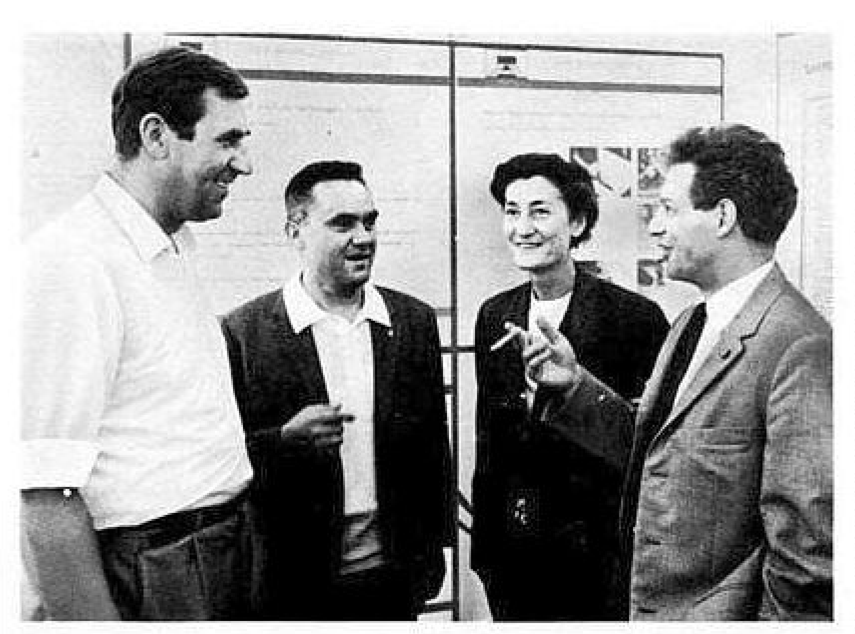
Oberbürgermeister Herbert Fechner (links) und Hauptdirektor Eugen Schröter (Mitte) im Gespräch mit Montagebrigadier Kurt Bromberg (rechts) vom Wohnungsbaukombinat auf der Baustelle Rathausstraße

Gleichschritt im Plan will erkämpft sein

Oberbürgermeister Herbert Fechner und Mitglieder des Magistrats bei den Bauarbeitern

Am 18. Dezember 1968 begann die Sitzung des Magistrats um 8 Uhr vor dem Rathaus mit einem Rundgang über die Baustellen im Stadtzentrum. Oberbürgermeister Herbert Fechner wurde begleitet von seinen Stellvertretern, von Stadträten, von Vorsitzenden der Ständigen Kommissionen der Stadtverordnetenversammlung sowie von den Hauptdirektoren der Baukombinate der Hauptstadt. Dieser Rundgang, so sagte Genosse Fechner zu Beginn, sollte Aufschluß über die Planerfüllung des Bauwesens in diesem Jahr geben, er diente der Vorbereitung der 7. Tagung der Stadtverordnetenversammlung, die im Januar einberufen wird.

Was kennzeichnete die mehrstündige Exkursion zu den Bauplätzen? Sie verlief in kritischer Atmosphäre. Es gab viele anerkennende Worte für die Leistungen der Bauarbeiter, Brigadiere, Technologen und Bauleiter. Ebenso offen wurde darüber gesprochen, wo Mängel in der Leitung der Baustellen und Kombinate vorhanden sind. Es tauchten viele Probleme auf, die nur zu lösen sind, wenn – wie Genosse Paul Verner auf der Parteiaktivtagung des Wohnungsbaukombinates am 27. November dieses Jahres betonte – sich alle Leiter im Bauwesen, vom Brigadier bis zum Hauptdirektor, für den gesamten Reproduktionsprozeß verantwortlich fühlen.



Gespräch im Technisch-ökonomischen Kabinett des Bau- und Montagekombinates Ingenieurhochbau: Hauptdirektor Herrmann (v. l. n. r.), Sicherheitsinspektor Rosemarie Gütermuth, Willi Kornmesser, Direktor des VEB Ausbau, und Architekt Roland Korn

Bauarbeiter ziehen mit

„Wann werden die Wohngebäude in der Rathausstraße übergeben?" wollte der Oberbürgermeister wissen. „Das jetzt rohbaufertige Haus im Juli 1969, das andere im September." – „Wann beginnt die Montage der Häuser unmittelbar in der Rathausstraße?" – „Am 15. Januar. Zum 20. Jahrestag sollen auch diese Wohnbauten montiert sein." „Wie sind die Kräne ausgelastet?" wird weiter gefragt. „Sechs der acht Kräne des Investitionskomplexes Rathaus-/Liebknechtstraße arbeiten dreischichtig, nur zwei kleinere in zwei Schichten." – „Die Bauarbeiter", so bekräftigte Montagebrigadier Kurt Bromberg, „ziehen mit, da sie wissen, wie teuer es uns kommt, wenn die Technik nicht voll ausgelastet ist."
Nach einem Rundblick über das Zentrum vom Hotel „Stadt Berlin", wo Hauptdirektor Hermann Wern über den Stand der einzelnen Bauvorhaben berichtet, kam es zu einer kritischen Aussprache im Haus der Elektroindustrie. Warum, wurde gefragt, kann so ein großes Gebäude nichts abschnittsweise übergeben werden, wenn in einem Trakt der Ausbau doch fast beendet ist? Daraus müssen wir eine Lehre ziehen, entgegnete Genosse Hermann Wern, in diesem Falle werden die technischen Einrichtungen – z.B. Klima- und Lüftungsanlagen – erst geliefert und zum Abschluß eingebaut. Jetzt muß das Kombinat die Kosten für die Unterhaltung des Gebäudes bis zur Übergabe allein tragen.
Oberbürgermeister Herbert Fechner, die Magistratsmitglieder und Stadtverordneten trafen sich danach im Bezirksbauamt. Stadtrat Günter Peters erläuterte ihnen, daß der Plan 1968 dank der hohen Einsatzbereitschaft aller Bauschaffenden in allen Teilen erfüllt werden wird. Doch gebe es noch erhebliche Leitungs- und Leistungsunterschiede zwischen den Kombinaten. Die Modelle der Planung und Leitung, die für das Bauwesen ausgearbeitet wurden, müssen zielstrebiger in die Praxis überführt werden. In den Kombinaten gebe es noch Reserven, erklärte Genosse Fechner, die Gespräche mit den Bauarbeitern vom Vormittag zusammenfassend. „Die Leiter müssen die Prinzipien der sozialistischen Demokratie einhalten, regelmäßig Rechenschaft über die Planerfüllung ablegen, alle Kollegen in die Planung und Leitung der Arbeit einbeziehen."

Bauleute auf richtigem Kurs

Paul Verner und Minister Wolfgang Junker bei Erbauern des Zentrums

Wie sah es am Jahresanfang 1968 am Alexanderplatz aus? Mit dieser Frage begann am 2. Januar des 20. Jahres der Republik ein Gespräch, das Genosse Paul Verner, Mitglied des Politbüros und 1. Sekretär der Bezirksleitung, und Wolfgang Junker, Minister für Bauwesen, mit Bauarbeitern führten.

Die ersten Gleitkerne des Hauses der Elektroindustrie ragten einsam in die Höhe. An anderen Bauten, wie am Hotel „Stadt Berlin", arbeitete man erst am Fundament, in den Kellergeschossen. Mit dem Bau der Fußgänger- und dem Autotunnel war gerade begonnen worden. Ein Jahr harter Arbeit liegt hinter den Bauleuten der Hauptstadt, ein Jahr des täglichen Kampfes um die Planerfüllung. Es gab Schwierigkeiten und Rückschläge, doch dank der hohen Einsatzbereitschaft der Bauarbeiter sind die Planziele insgesamt erreicht worden. Davon zeugen solche Bauten wie das Haus der Elektroindustrie, das Haus der Statistik und das Hotel „Stadt Berlin", die sich bereits im Ausbau befinden.

An diesem höchsten Gebäude der Hauptstadt begann ein schon traditioneller Rundgang über die Baustellen am ersten Arbeitstag des neuen Jahres.

Am Alex wachsen neue Bauten

Der erste Besuch gilt der „Mannschaft" vom Hotel „Stadt Berlin". Die Brigade Oeser ist schon in der Unterkunft versammelt. Um 6.30 Uhr beginnt die Schicht. „Wo arbeitet ihr jetzt, nachdem der Hochkörper fertiggestellt ist?" fragt Paul Verner den Brigadier Max Oeser. „Im Flachbau des Hotels." – „Wann werdet ihr fertig?" – „Ende



Genosse Paul Verner, Mitglied des Politbüros und 1. Sekretär der Bezirksleitung (2. v. r.), und der Minister für Bauwesen, Wolfgang Junker (rechts), im Gespräch mit Oberbauleiter Heinz Schröder (links) vom Bau- und Montagekombinat Ingenieurhochbau (IHB) am Alexanderplatz. Im Hintergrund Günter Wachholz, Direktor des Betriebes Gesellschafts- und Industriebau des Kombinates

August steht er im Rohbau, einschließlich des Garagenteils." – Wie weit ist das Hotel am 7. Oktober?" – Gerhard Lippert, stellvertretender Hauptdirektor des Bau- und Montagekombinates Ingenieurhochbau, antwortet: „Hoch- und Flachkörper sind voll im Ausbau. Der Verkehr wird zum 20. Jahrestag über den Alex rollen." – „Und die anderen Bauten rund um den Alex?" – „Unser Kombinat übergibt noch das Haus der Elektroindustrie und die Zentralverwaltung für Statistik, das Gebäude des VEB Metallprojektierung und die Betriebsgaststätte in der Neuen Prenzlauer Straße. Das Eingangsbauwerk des Fernsehturmes wird fertiggestellt zum 7. Oktober.

Minister Junker fragt die Kollegen der Brigade Walter Rattay nach dem Plananlauf. „Wir sind in Schwung", antwortet Zimmermann Klaus Grull. „In den letzten Tagen des alten Jahres haben wir am Wa-

renhaus geholfen, und heute geht's am Flachbau des Hotels weiter."

Am Haus der Statistik begrüßte Brigadier Jochen Zipperling vom VEB Ausbau die Gäste. Paul Verner und Wolfgang Junker begutachten das neue Verfahren, nach dem die Wände nicht mehr verputzt zu werden brauchen. „Der Arbeitszeitaufwand ist bedeutend geringer", erklärt Genosse Willi Kornmesser, Direktor des VEB Ausbau. „Die mit Kork beschichteten Wände sehen gut aus", meint Paul Verner. „Sorgt aber auch für einen guten Farbanstrich." Genosse Junker bekräftigt, daß dieses Verfahren eine gute Neuerung ist, die Schule machen sollte.

Im Straßentunnel sind die Tiefbauer beim Ausbau. In vier Monaten soll hier schon der Verkehr unter dem Alexanderplatz rollen. Die Männer der Brigade Kurt Marzellier vom VEK Tiefbau erwidern die Glückwünsche zum Jahreswechsel. „Wir werden alles tun, um die Termine zu halten und auch die Fußgängertunnel übergeben." Ein Gang durch die Tunnel läßt das ganze Ausmaß des unterirdischen Alexanderplatzes und die großen Leistungen der Tiefbauer noch einmal deutlich werden.

Montage in drei Schichten

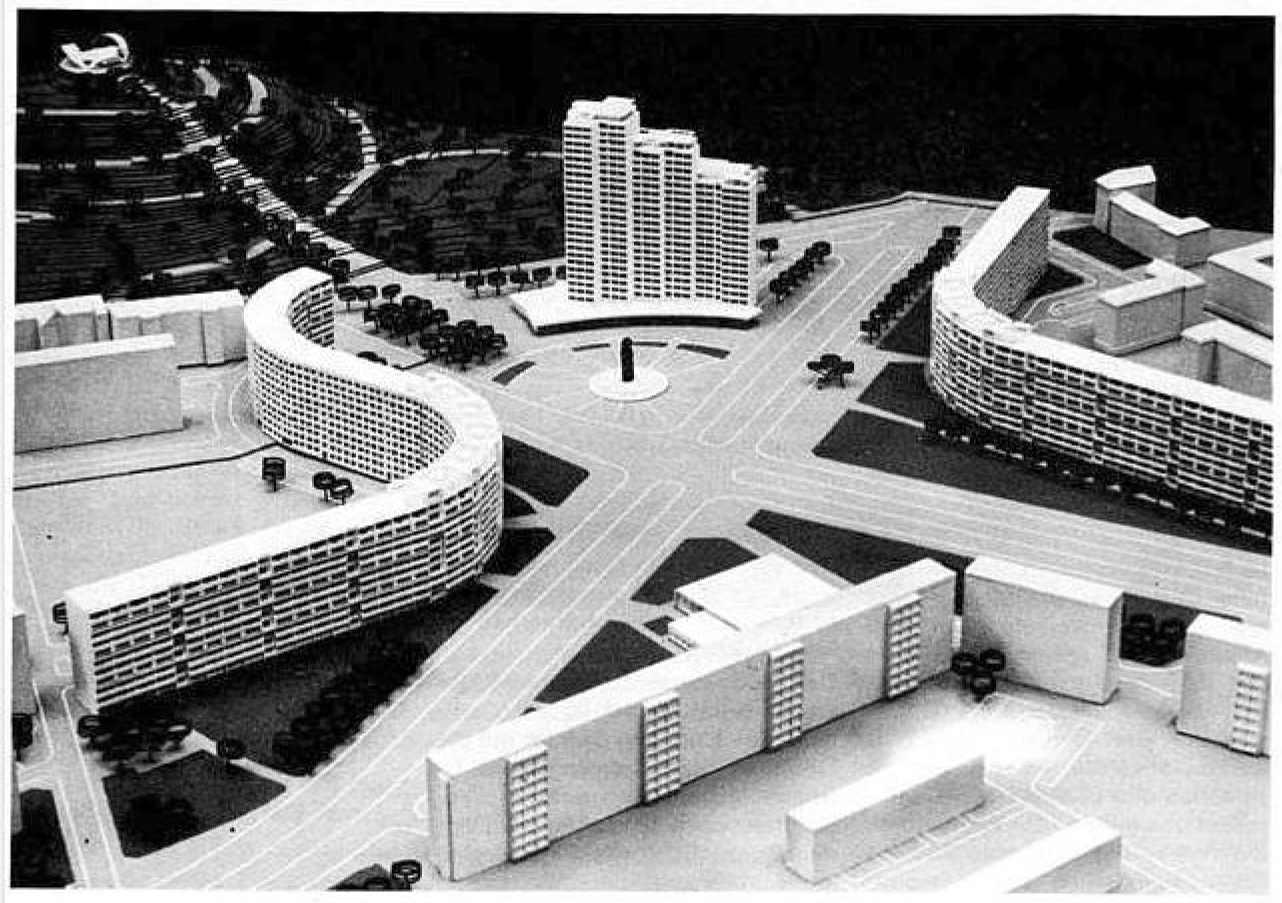
In der Rathaus-/Liebknechtstraße wird trotz des Regenwetters montiert. Auch hier herrscht wie überall auf den Zentrumsbaustellen gute Stimmung. Eugen Schröter, der Hauptdirektor des Wohnungsbaukombinates, zieht einen interessanten Vergleich: „Die Ladentrakte in diesem Komplex haben fast das doppelte Volumen wie das langgestreckte Haus der Elektroindustrie am Alexanderplatz." Montagebrigadier Kurt Bromberg wird von Paul Verner gefragt, ob sie die Bauten bis zum 20. Jahrestag montiert haben. „Wir werden es schaffen, denn wir arbeiten in drei Schichten. Wir kämpfen um beste Qualität." „Das ist nicht nur wichtig für das Zentrum, sondern für den gesamten Wohnungsbau", erwidert Paul Verner.

Auch das bisher höchste Wohnhaus, die 25geschossige „Windmühle" nahe der Liebknechtstraße – die Brigade Kohlmann montiert gegenwärtig das 14. Geschoß – wird besichtigt.

Der Rundgang endet kurz vor 9 Uhr an der neuen Markthalle. Hier warten schon Hunderte Berliner auf die Eröffnung ihrer neuen Einkaufsstätte mit der alten Tradition. „Dieser Bau, nach knapp einem Dreivierteljahr übergeben, ist eine große Leistung der Wohnungsbauer und ihrer Kooperationspartner", erklärte Minister Junker.

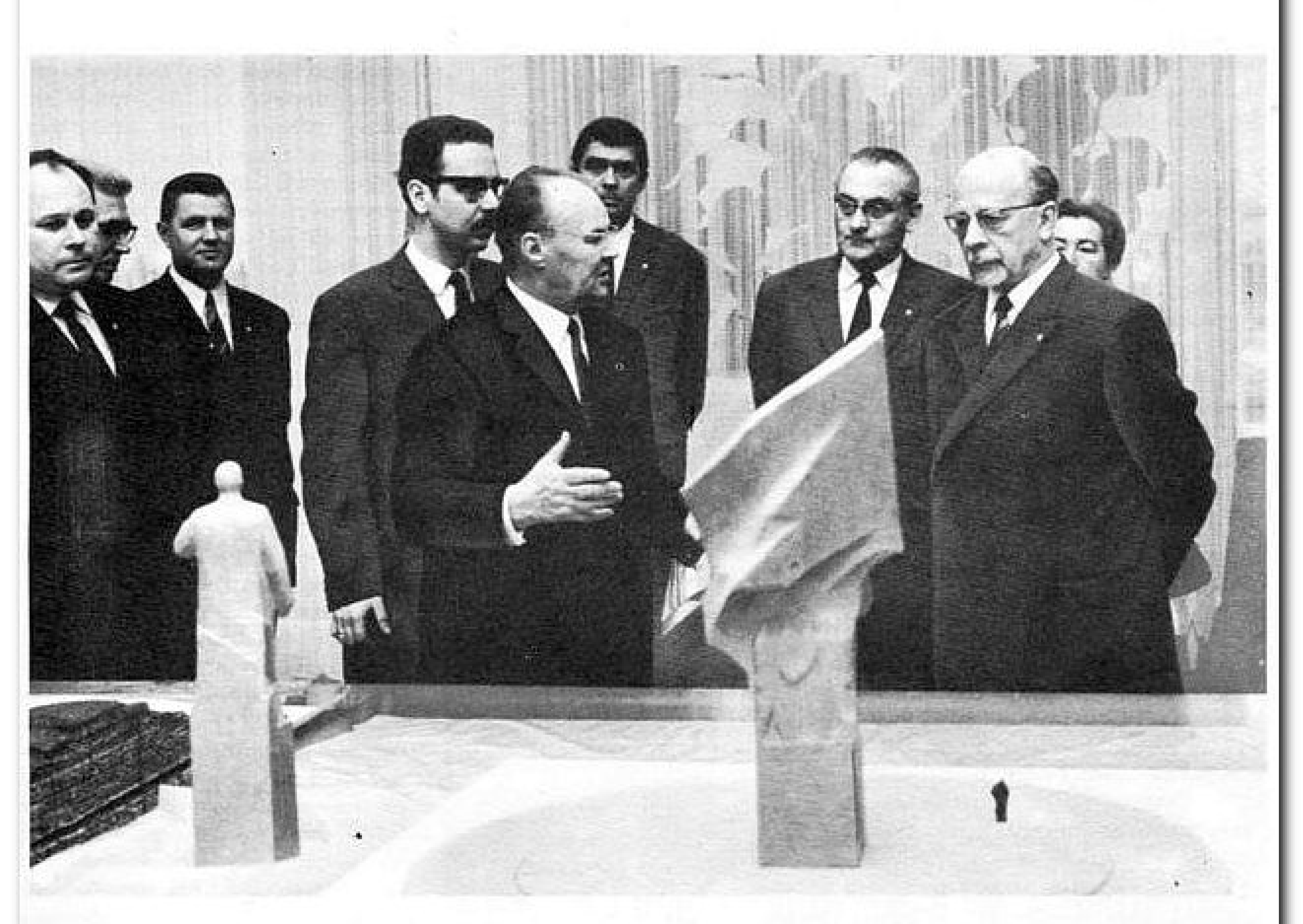
Dieser dreistündige Rundgang bekräftigt bei allen die Überzeugung, daß die Bauarbeiter der Hauptstadt vom ersten Tage des neuen Jahres an mit hoher Einsatzbereitschaft am Werke sind, um viele Bauten im Zentrum zum großen Jubiläum am 7. Oktober zu übergeben oder im Rohbau fertigzustellen. Die Bauleute wissen: Das neue Stadtzentrum ist ein Stück Kampf für die allseitige Stärkung der DDR. Das wird sie zu hohen Leistungen im Jahr 20 der Republik beflügeln.

Der Leninplatz



Das Modell des neuen Leninplatzes

Eines der eindrucksvollsten Ensembles der Hauptstadt wird der Leninplatz. Er wird fertiggestellt bis zum 100. Geburtstag des Begründers des Sowjetstaates am 22. April 1970. Das Wohnungsbaukombinat Berlin hat mit diesem Bauvorhaben bewiesen, daß der industrielle Wohnungsbau nicht im geringsten die architektonische Vielfalt ausschließt.
Entsprechend dem Beschluß des Politbüros vom 31. Januar 1967 wurde für den Leninplatz ein Wettbewerb ausgeschrieben, an dem sich Kollektive der Deutschen Bauakademie, des Bezirksbauamtes, der Hochschule für Architektur und Bauwesen Weimar, des VEB Berlin-Projekt und des Wohnungsbaukombinates Berlin beteiligten. Aus diesem Wettbewerb stammt die Grundidee für den Platz. Von der Idee bis zur Grundsteinlegung vergingen knapp zwei Jahre. Das war eine beachtlich kurze Zeit, bedenkt man, daß im Wohnungsbaukombinat ehedem drei bis fünf Jahre Vorbereitungszeit allein für zehngeschossige Wohnbauten benötigt wurden. Die Bauten am Platz bestehen aus dem gleichen Grundtyp wie die Hochhäuser auf der Fischerinsel, die sogenannte Windmühle, ein Hochhaus bei der neuen Markthalle, die Wohnbauten in der



Walter Ulbricht empfing am 13. November 1968 den sowjetischen Bildhauer Nikolai Tomski, Präsident der Akademie der Künste der UdSSR, der das monumentale Denkmal des Begründers des Sowjetstaates für den Leninplatz gestaltet

Mollstraße oder die künftige Hochhausgruppe an der Holzmarktstraße. Es wurde eine völlig neue Variante gefunden, die es gestattete, auch das s-förmige Wohnhaus in Montagebauweise zu errichten. Mit dem Leninplatz wurde bewiesen, daß sich Typenbau und vielfältige architektonische Formen unbedingt miteinander vereinigen lassen, so wie es das Politbüro forderte.

Die Monumentalplastik des 17 Meter hohen Lenin-Denkmals im Zentrum des Platzes wird von dem bekannten sowjetischen Bildhauer Prof. Nikolai Tomski geschaffen.

Rund 1 250 Wohnungen entstehen in diesem neuen Wohnviertel. Damit erhöht sich die Einwohnerzahl des Zentrums um etwa 4 000 Menschen. Mit dem Leninplatz wird also im guten Wortsinne das Zentrum ständig weiter belebt.

Der künftige Leninplatz wird gewiß zu den attraktivsten Anziehungspunkten der Hauptstadt zählen. Es gibt dort alles, was sich ein Besucher wünscht. Im Erdgeschoß der Hochhausgruppe, durch einen eleganten Flachkörper erweitert, befinden sich ein Souvenirgeschäft, ein Selbstbedienungspostamt, eine Gaststätte, ein Espresso und ein Blumenladen. In dem eingeschossigen Verbindungsbau zwischen dem

Gebäude östlich der Lichtenberger Straße und der Deutschen Post in der Palisadenstraße soll ein Bierrestaurant eingerichtet werden.

Auf der Südseite des Platzes wird eine der größten und modernsten Kaufhallen der Hauptstadt, ebenfalls ein plastisch gegliederter Flachbau, entstehen.

Eine breite Freitreppe soll vom Platz zum Friedrichshain hinaufführen. Dort oben wird später ein modernes Café errichtet, von dem sich ein schöner Blick auf das neue Zentrum bietet. Es ist also an die Einwohner wie auch an die zahlreichen Gäste der Hauptstadt gedacht worden.

Eine polytechnische Oberschule wird zwischen Friedrichsberger-, Frieden-, Koppen- und Palisadenstraße gebaut. Auch ein Ambulatorium, auf dem Gelände des Krankenhauses Friedrichshain, gehört zu den Bauvorhaben Leninplatz. Das Wohnviertel erhält auch Kindergärten, Kinderkrippen, Arztpraxen, Dienstleistungseinrichtungen und eine Bibliothek.

Über den Leninplatz strömt der gesamte Verkehr aus dem nordöstlichen Berlin. Es stellt gewissermaßen ein Tor zum Zentrum dar. Wie der Chefarchitekt der Hauptstadt, Dipl.-Ing. Joachim Näther, erklärte, ist es ein wesentlicher Grundzug des Generalbebauungsplanes, gleichzeitig mit der Neuordnung der Stadtstruktur die historischen Stadtelemente und natürliche Gegebenheiten harmonisch so einzugliedern, daß völlig neue Höhepunkte der Stadtgestaltung entstehen. Der Leninplatz bildet in diesem Zusammenhang sowohl einen integrierenden Bestandteil des Stadtzentrums als auch einen neuen Höhepunkt in der Stadtkomposition. Die städtebaulichen und künstlerischen Ausdrucksmittel stehen miteinander in sinnvoller Beziehung. Sie prägen die Einmaligkeit, das unverwechselbare Antlitz des Platzes.

Weg und Ziel des sozialistischen Bauwesens

Aus dem Schlußwort von Walter Ulbricht am 7. November 1968 auf einem Treffen mit Bauschaffenden der Hauptstadt

Zum Abschluß eines Erfahrungsaustausches mit 200 Bauschaffenden im Kultursaal des Wohnungsbaukombinats hielt Genosse Walter Ulbricht eine mit herzlichem Beifall aufgenommene Rede. Darin zog er eine Bilanz der in zwei Jahrzehnten erzielten Fortschritte im Bauwesen unserer Republik. Er zog Schlußfolgerungen für die weitere Entwicklung und speziell für die Planung und Leitung des Bauwesens und seine Aufgaben im entwickelten gesellschaftlichen System des Sozialismus.

Walter Ulbricht sprach mit echtem Arbeiterhumor zu den Bauschaffenden. „Wenn man unsere Bauarbeiter sieht, ihre Berichte hört, dann zeigt sich, wie sehr sich jeder einzelne entwickelt hat, in seinen fachlichen Fähigkeiten und im politischen Bewußtsein. Früher haben wir uns noch gestritten, um alle möglichen kleinen Dinge. Jeder von uns kann sich noch daran erinnern, als wir die ersten in der DDR produzierten Kräne erhielten. Viel haben sie nicht getaugt", sagte Walter Ulbricht unter dem Lachen der Bauarbeiter, „aber sie haben ausgereicht. Die Ansprüche heute sind eben gewachsen. Deshalb können wir über die Kräne von damals so herzlich lachen. Auch das zeigt die gute Entwicklung, die wir genommen haben."

„Was war eigentlich der Ausgangspunkt?" fragte Walter Ulbricht. „Wenn man es genau besieht, die Arbeit der Trümmerfrauen. Sie haben für euch die Baufreiheit geschaffen", antwortet er unter dem Beifall der Bauleute. „Dann begannen wir zu flicken", fuhr Genosse





Walter Ulbricht legte am 7. November 1968 den Grundstein für den Leninplatz



Walter Ulbricht bei seiner immer wieder von herzlichem Beifall unterbrochenen Rede beim Erfahrungsaustausch mit 200 Berliner Bauschaffenden im Kultursaal des Wohnungsbaukombinates nach der Grundsteinlegung des neuen Leninplatzes. Im Präsidium hatten u. a. Platz genommen: Genosse Paul Verner, Mitglied des Politbüros und 1. Sekretär der Bezirksleitung der SED (2. v. l.); Genosse Dr. Günter Mittag, Mitglied des Politbüros und Sekretär des ZK der SED (5. v. l.), und der Minister für Bauwesen, Genosse Wolfgang Junker (7. v. l.).



Ulbricht fort. „Jeder Architekt baute ein Haus und glaubte, er müsse es als ehernes Denkmal dieses Tuns für die Nachwelt schaffen. Oder denken wir an die Karl-Marx-Allee. Das war schon ein guter Fortschritt. Das war schon eine große kollektive Arbeit. Die ganze Entwicklung im Bauwesen, das machen die Beispiele deutlich, war ein schwerer Kampf."

Ein Rückblick

Er erinnerte an die bekannten ersten Wohnhäuser mit den Laubengängen in der Karl-Marx-Allee. Unter großer Heiterkeit verwies Walter Ulbricht darauf, daß diese Häuser schamhaft hinter Pappeln verborgen sind, die Anfang der fünfziger Jahre gepflanzt wurden. „Wegreißen konnten wir ja die Häuser nicht, da die Wohnungen gebraucht wurden. In dieser Tatsache zeigt sich die Kompliziertheit der Entwicklung. Und heute haben wir das schöne Projekt des neuen Leninplatzes gesehen. Es zeigt den Unterschied, die Entwicklung, die neue Qualität der Arbeit. Es widerspiegelt das neue Denken, auch der leitenden Funktionäre der Hauptstadt." In diesem Zusammenhang betonte Walter Ulbricht, daß, angefangen beim Oberbürgermeister, beim Stadtrat für Bauwesen, den leitenden Genossen der Baukombinate und den Bauarbeitern voll bewußt wurde, wie notwendig es ist, jetzt die sozialistische Hauptstadt der DDR zu bauen.

Neue Maßstäbe

„Das erfordert ganz andere Maßstäbe als zuvor", sagte Genosse Ulbricht. „Ich werde nicht vergessen, wie lange wir uns abgequält haben, um für Berlin einen Generalverkehrsplan auszuarbeiten, weil wir uns sagten, ohne Generalverkehrsplan ist der Aufbau nicht möglich. Erst Generalverkehrsplan, dann Generalbebauungsplan – das ist die richtige Reihenfolge. Dann kann man das sozialistische Stadtzentrum gestalten. Bereits beim Ausarbeiten des Generalverkehrsplanes galt es, die fortgeschrittensten Erfahrungen der Technik, die Netzplantechnik und die elektronische Datenverarbeitung usw. anzuwenden. Dabei konnten die Ingenieure und Architekten zeigen, was sie Neues hinzugelernt haben." Dann fuhr der Redner fort:

„Wir waren uns völlig dessen bewußt, daß man die Städte der Deutschen Demokratischen Republik, und das gilt in erster Linie für die Hauptstadt, nur wieder aufbauen kann, wenn man sie neu gestaltet. Das heißt nichts anderes als Entwicklung der sozialistischen Architektur in großen Maßstäben, in Gestalt großer Ensembles, die der Würde der Hauptstadt der sozialistischen Deutschen Demokratischen Republik entsprechen. Eine neue Gesellschaftsordnung, die Epoche des Sozialismus, erfordert die Entwicklung der sozialistischen Architektur, erfordert eine völlig neue Konzeption für den Städtebau. Und hierbei zeigte sich der Widerspruch zwischen dem Alten, Gewohnten und dem, was die neue sozialistische Entwicklung forderte:

Jeder Stadtbezirk dachte bei der Planausarbeitung in erster Linie an sich. Wie die Stadt als Ganzes aussieht, das war ihnen damals Nebensache. Dafür sitzen die Architekten in ihren Büros, und die werden das schon irgendwie hinkriegen. So aber kann man keine sozialistische Hauptstadt gestalten, das ist unmöglich. Was hatte das zur Folge?" fragte Walter Ulbricht. „Man baute in allen Stadtbezirken, nur nicht im Zentrum. Für das Zentrum gab es nicht genügend Baumaschinen, nicht genügend Bauarbeiter, für das Zentrum fehlte einfach alles. Heute gehen wir davon aus, daß Berlin die Hauptstadt der DDR ist und das Zentrum nach den Prinzipien der sozialistischen Architektur gestaltet werden muß und nicht anders. Und darum konzentrieren wir uns auf das Zentrum."

Ein Zentrum, der Hauptstadt würdig

Der Redner beschäftigte sich mit dem notwendigen Abriß von alten Gebäuden und erklärte: „Anders wäre kein Architekt im Stande gewesen, das neue Zentrum so zu projektieren, daß es der Würde der Hauptstadt der DDR entspricht, daß sich die Bevölkerung in ihrer Hauptstadt wohl fühlt und die Bürger der DDR stolz auf ihre Hauptstadt sind. Einige unserer Architekten waren so erzogen, überall dort Häuser zu bauen, wo schon einmal welche gestanden haben, daß man möglichst jedes Fleckchen Erde bebauen muß.

Diese ganze alte Ideologie mußte man überwinden, nicht nur in Berlin, auch in Leipzig, Dresden und anderen Städten."
„Das zeigt", hob Walter Ulbricht weiter hervor, „die sozialistische Architektur entwickelt sich im Kampf. In diesem Kampf sind alle klüger geworden. Jetzt haben wir die guten Ergebnisse dieses Kampfes vor uns. Der Durchbruch ist gelungen, nicht nur in Berlin, auch in den Bezirksstädten der Republik."
„Nachdem klar war", fuhr der Redner fort, „daß man große Ensembles projektieren muß, standen wir vor dem schwierigen Problem, die Ökonomie des Sozialismus und die moderne Technik anzuwenden, ohne dabei monoton zu bauen. Vor dem Problem stehen wir auch heute noch. Aber mir scheint, in Berlin und in einer ganzen Reihe anderer Städte ist das Problem im wesentlichen gelöst worden. Und wenn die Künstler noch aktiver mithelfen, wird es sogar gelingen, selbst dort, wo noch ein bißchen Schematismus anzutreffen ist, diesen auszuschalten."
Besonders würdigte Genosse Ulbricht die Zusammenarbeit der Bauschaffenden, der Architekten und der Künstler als einen großen Fortschritt. „Und daß die Projektanten aus ihren isolierten Projektierungsbüros sich mit den Bauschaffenden verbündeten, war eine große Sache. Warum? Weil sie erst jetzt anfangen zu rechnen, zuvor brauchten sie das nicht so genau. Sie haben eine ganze Menge Projekte gemacht, die nachher in den Papierkorb wanderten. Das war vergeudete Arbeitszeit. Jetzt sind wir auf dem Wege, das zu ändern. Es ist nicht mehr möglich, daß irgend jemand Aufträge an Projektierungsbüros vergibt, die nachher nicht bestätigt werden, weil sie beispielsweise viel zu teuer sind. Kurz und gut, vieles wurde geändert."



Schon mehrmals weilten Berliner Bauschaffende, so wie im Dezember 1968, zum Erfahrungsaustausch in der sowjetischen Metropole

Nützliche Partnerschaft Berlin – Moskau

„Ich habe die Ausstellung des Wohnungsbaukombinates Berlin gesehen, wo u. a. die Anwendung der modernen Technik gezeigt wird", erklärte der Redner. „Ich muß sagen: Diese Gemeinschaftsarbeit des Ministeriums für Bauwesen, der Deutschen Bauakademie, der Architektenkollektive und der Bauarbeiter hat zu guten Resultaten geführt." Genosse Ulbricht verwies darauf, daß er zu den ersten Besuchern des Wohnungsbaukombinates Kiew und des Häuserbaukombinates Nr. 1 in Moskau gehört habe. „Die Rostocker waren die ersten, die darangingen, die Kiewer Erfahrungen zu nutzen." Er erinnerte daran, daß das Berliner Wohnungs-

baukombinat einen regen Erfahrungsaustausch mit den Moskauer Bauleuten auf wissenschaftlich-technischem Gebiet führt: „Sie unterhalten enge Kooperationsverbindungen mit dem Moskauer Häuserbaukombinat und mit der Leitung des Moskauer Bauwesens. Das ist sehr wichtig. Dieser Erfahrungsaustausch wird sowohl auf dem Gebiet der Technik als auch der Architektur geführt. Er hilft beiden Seiten.

Die Kooperation bedeutet aber, daß beide Seiten etwas mitbringen. Es muß ein echter Erfahrungsaustausch zum beiderseitigen Nutzen sein, denn nur auf dieser Basis ist eine fruchtbare Zusammenarbeit möglich, wie die Entwicklung es bestätigt. Deshalb müssen auch wir hohe Leistungen vollbringen. Dann kann man erst von echter Kooperation sprechen. Von dieser Kooperation haben wir einen großen Nutzen, weil die Sowjetunion die fortgeschrittensten Erfahrungen auf den Gebieten des Bauwesens besitzt. Für unsere Praxis ist das von großer Bedeutung."

„Das Wohnungsbaukombinat hat heute in seiner Ausstellung gezeigt, wie es den Kampf um die Senkung der Kosten führt, d. h., daß die Kosten im Netzplan mit eingetragen sind. Das ist eine prinzipielle Frage", unterstrich Genosse Ulbricht, „die nicht nur für das Bauwesen gilt, sondern für alle Produktionszweige, für alle Betriebe und Kombinate."

Prognosen müssen übereinstimmen

Sodann behandelte der Redner Probleme der Zulieferindustrie. „Durch den Aufbau des Stadtzentrums und die moderne wissenschaftliche Leitung werden verschiedene Ministerien gezwungen, dafür zu sorgen, daß Maschinensysteme geändert, neue Maschinensysteme projektiert, neue Baustoffe entwickelt und produziert werden. Der Wandel im Bauwesen verlangt auch tiefgehende Veränderungen in anderen Produktionszweigen, angefangen bei der Forschung." Das Wohnungsbaukombinat Berlin sei auf dem richtigen Wege, weil es eine Prognose ausgearbeitet hat. „Sie muß zusammenpassen mit der Prognose des Maschinenbaus, der Chemieindustrie, mit der Baumaterialproduktion usw. Die Bauakademie muß dabei eine große wissenschaftliche Arbeit leisten, um das zu koordinieren. Natürlich kann sie den Kombinatsleitungen nicht die eigene Arbeit abnehmen. Ohne die Ausarbeitung der Prognose, die exakte Berechnung des Weltstandes bis 1980 und die Errechnung für die bevorstehenden Aufgaben geht es nicht. Das Ministerium für Bauwesen hat dabei viele Aufgaben zu erfüllen. Es muß mit dem Ministerium für Chemieindustrie und dem Maschinenbau eng zusammenarbeiten. Es muß uns allen voll bewußt sein, daß wir vor einer tiefgreifenden Umwälzung stehen."

Die besten Kräfte konzentrieren

„Die Rückstände in der Zulieferindustrie, ausgehend von der Prognose und der Verantwortung für die Gesamtproduktion, müssen aufgeholt werden. Wir planen heute in großen Maßstäben, und dabei haben kleine Fehler viel größere Auswirkungen. Wenn der Maschinenbau nicht vollständige Maschinensysteme für das Bauwesen entwikkelt, können wir die Aufgaben im Bauwesen nicht lösen. Das muß zentral geschehen. Die Forschung und Wissenschaft muß darauf konzentriert werden. Die besten Kräfte müssen sich darauf konzentrieren, in kürzester Frist Maschinen für das Bauwesen zu projektieren, die dem Weltstand entsprechen."

Walter Ulbricht hob hervor, daß sich dieser Weg im Landmaschinenbau bewährt habe. „Der neue Mähdrescher ist in kurzer Zeit projektiert worden. Die fähigsten Ingenieure wurden zusammengenommen. Es wurde die Verantwortlichkeit festgelegt, und niemand anderes hatte ihnen reinzureden. Sie hatten nur eine Aufgabe, in kurzer Frist den Mähdrescher zu projektieren. Diese Aufgabe haben sie ausgezeichnet gelöst. Bei der Projektierung der Baumaschinensysteme muß genau das gleiche gemacht werden. Ein Institut sollte leitendes Institut für die Projektierung werden, in dem die besten Fachkräfte aus anderen Instituten mitarbeiten. Entscheidend ist, daß die Besten zusammengenommen werden. Sie haben dafür zu sorgen, daß die Entwicklungstermine eingehalten werden. Eine andere Ordnung kann es nicht geben. Das erfordern die Aufgaben der wissenschaftlich-technischen Revolution:

höchsten Stand der Wissenschaftsorganisation, höchsten Stand der Projektierung und hohe Organisiertheit. Nur so werden die Schwierigkeiten, die das Bauwesen gegenwärtig hat, in kürzerer Frist überwunden werden. Dasselbe gilt für die Produktion von Baumaterialien, für Plaste, die die Chemie zu liefern hat, und für manches andere." Zusammenfassend erklärte der Redner: „Ich denke, wie das Ministerium für Bauwesen, die Deutsche Bauakademie und das Wohnungsbaukombinat an diese Fragen herangehen, ist richtig. Es kommt jetzt darauf an, die Zusammenarbeit zu organisieren und alle Vorhaben streng zu kontrollieren. Das ist die Hauptsache."

Bauarbeiter – ein Beruf mit großer Zukunft

„Das alles zeigt," fuhr der Redner fort, „daß der Bauberuf schon jetzt ein moderner Beruf ist. Ein moderner Beruf, der eine große Zukunft hat. Das möchte ich besonders betonen.

Ich wünsche den Bauleuten gute Erfolge im Wettbewerb zum 20. Jahrestag der Republik und möchte hier im Sinne der Kollegen, die hier gesprochen haben, sagen: Es kommt nicht nur darauf an, daß wir eine hohe Qualität der Arbeit bei niedrigen Kosten erreichen, sondern daß sich die Gemeinschaftsarbeit weiter gut entwickelt, daß immer mehr Brigaden zu ‚Brigaden der sozialistischen Arbeit' werden. Ihre Mitglieder müssen sich bemühen, sozialistisch zu arbeiten, zu lernen und zu leben. Sie haben Patenschaften mit Theatern, Künstlern und auch mit Schulen. Mir scheint wichtig, daß die Brigadiere regelmäßig Besuche von Theatern und künstlerischen Veranstaltungen organisieren. Die Arbeiterklasse, die den Sozialismus zum Siege führt, kann das nur mit einem hohen Bildungsniveau. Die gesellschaftlichen Organisationen, vor allem die Gewerkschaften, müssen dafür sorgen, daß die Mitglieder der Brigaden ein interessantes kulturelles Leben führen. Es genügt nicht, allgemein davon zu reden, so wie das oft zu lesen ist. Zum sozialistischen Bewußtsein gehört auch der Besuch von Kulturstätten. Dem sollte größere Aufmerksamkeit gewidmet werden.

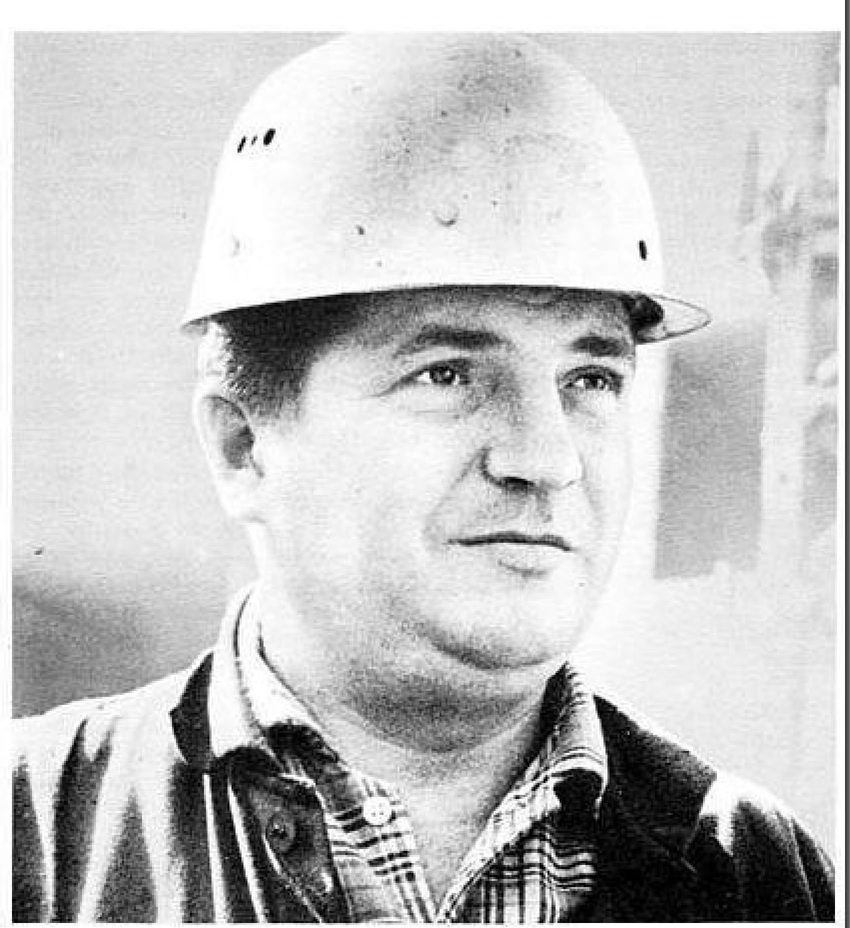
Also, liebe Genossen, liebe Freunde, wir schätzen eure Leistungen hoch ein. Der Weg, der hier in Berlin beschritten wurde, ist richtig. Es geht jetzt darum, die Gemeinschaftsarbeit weiterzuentwickeln, die wissenschaftliche Leitungstätigkeit weiter zu verbessern und alle Aufgaben termingemäß und in hoher Qualität zu erfüllen. Und dazu wünsche ich gute Erfolge. Vor dem 20. Jahrestag der Republik sehen wir uns wieder", endete Walter Ulbricht unter stürmischem Beifall.

Vom Stolz auf das Bauen

Diskussionsbeitrag von Montagebrigadier Herbert Kohlmann auf der 5. Baukonferenz des ZK der SED und des Ministerrates

Ein Bauarbeiter ist kein Philosoph, doch manchmal muß ich über eine Frage nachdenken. Wie ist das eigentlich mit dem Stolz auf unsere Republik? Ich bin einer der Erbauer des Stadtzentrums der Hauptstadt, seit 10 Jahren auf dem Bau, seit 6 Montagebrigadier im Berliner Wohnungsbaukombinat. Seit 1968 bauen wir nun im Herzen der Hauptstadt. – Eine Aufgabe, die stolz macht. Wir wissen, was wir rund um den Fernsehturm bauen, erhöht das Ansehen unseres sozialistischen Vaterlandes in der Welt, stärkt unseren Arbeiter-und-Bauern-Staat. Unsere Freunde freuen sich, wie wir jetzt bauen – und was mich besonders freut, der Klassenfeind ärgert sich, wie wir heute bauen. Was schon jetzt im Zentrum zu sehen ist, das macht stolz. Und darüber denke ich öfter nach. Heute sagt mancher: Na, sind wir nicht ganz gut! Das stimmt und stimmt auch nicht.

Als wir mit unserer Brigade beispielsweise die fünfstöckigen Häuser mit Großplatten bauten, meinten Kollegen: Was wollt ihr denn, wir sind doch ganz gut! Als wir dann vor einigen Jahren anfingen, acht- und zehngeschossige Wohnbauten zu montieren, glaubten nicht wenige, das ist der Höhepunkt im Bauwesen. Ich muß offen bekennen, stolz war ich auf jedes Wohnhaus, das wir in der Hauptstadt und vor allem im Stadtzentrum errichtet haben. Aber gedacht habe ich immer: Das alles kann nur der Anfang sein. Sozialistischer Städtebau und sozialistische Architektur in einer sozialistischen Hauptstadt sind mehr. Jahrelang montierten wir die Großplatte mit den Kacheln. Das waren schon solide Bauten. Aber ich dachte damals, die vielen Kacheln mit der eintönigen Farbe stinken mich an.



Brigadier Herbert Kohlmann: Unser Kollektiv läßt keinen allein. Wir können uns die Menschen ja auch nicht backen. Jeder von uns hat eine Aufgabe, an der er sich bewähren kann. Auf diesem Weg der Bewährung hilft jedem die Partei. Die Genossen in der Brigade sind Vorbild. Sie wecken bei allen schöpferische Unruhe und Leistungswillen. So bildete sich ein Kollektiv, von dem man sagt, daß es Berge versetzen kann

Es sah auf dem Bau manchmal aus wie in einer Fleischerei – lauter Kacheln. Da sagten sie in der Brigade zu mir: Mensch, Herbert, wenn wir die nächsten Jahre noch so weiter bauen, wollen wir nicht lieber umsatteln und Fleischer werden, denn an die Kacheln haben wir uns ja schon gewöhnt. Und so dachten die Kollegen nicht nur in unserer Brigade. So konnten wir nicht weiterbauen. Das Zentrum der Hauptstadt des sozialistischen Staates deutscher Nation muß unverwechselbar gebaut werden, ja einmalig in seiner architektonischen Schönheit und städtebaulichen Gestal-

Sie ehren Lenin, indem sie Häuser bauen

Eine Reportage über die Erbauer des Leninplatzes

tung. Und die Partei und die Regierung haben uns Bauleuten diese gewaltige Aufgabe übertragen. Jetzt besitzen wir auch die technische Basis, um diesen Auftrag von Partei und Regierung in Ehren erfüllen zu können.

So hat sich der Stolz auf das Bauen gewandelt. Vor zehn Jahren waren wir stolz auf die fünfstöckigen, vor ein paar Jahren auf die achtstöckigen und heute montieren wir 25geschossige Wohnhochhäuser im Zentrum. Früher bauten wir glatte Bauten mit vier Ecken. Das Wohnhochhaus, an dem ich mich jetzt versuche, hat 28 Hauptecken und in der Höhe ist es dreimal abgestuft und eine Rundung wollen sie auch haben. Uns ist klar, es gibt keinen Stillstand, kein Ausruhen auf den Lorbeeren. Die wissenschaftlich-technische Revolution schreitet immer schneller voran. Das wissen wir Bauarbeiter und deshalb wollen und müssen wir uns die Zukunft des Bauens erobern.

Zwei mächtige Kletterkräne ragen in den Himmel. Aus der gläsernen Kanzel kann der junge Kranführer Manfred Reiber auf das grüne Haupt des Friedrichshaines blicken. An den langen Auslegern seines Krans wehen die Fahnen der FDJ und der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft. Die Jugend regiert auf diesem Bau. Sie montiert die imposante Hochhausgruppe des Leninplatzes, in Zukunft einer der schönsten Plätze im sozialistischen Berlin.

Dieser großen Aufgabe haben sich junge Kollektive des Wohnungsbaukombinates Berlin verschrieben. Sie ist ihnen Ansporn für hohe Leistungen im sozialistischen Wettbewerb.

Die Baustelle gleicht vorerst einer Insel, umgeben von den Verkehrsströmen Leninallee, Friedenstraße und Lichtenberger Straße. Auf diesem kleinen Dreieck, dessen Seiten kaum mehr als 100 Meter lang sind, wachsen drei Hochhäuser, dereinst Türme am nordöstlichen Tor zum Zentrum.

Der Philosoph

Hier wirken die „Kohlmänner". Das sind jene Bauarbeiter um den Montagebrigadier Herbert Kohlmann, von dem Walter Ulbricht auf der Bezirksdelegiertenkonferenz der SED in Berlin sagte, daß er ein Philosoph sei. Er hatte nämlich in seiner Diskussionsrede auf der 5. Baukonferenz den Stolz der Erbauer des Stadtzentrums geschildert und deutlich gemacht, wie sich bei der Gestaltung unserer sozialistischen Gesellschaft ein neuer Menschentyp herausbildet.

„Der Philosoph vom Leninplatz" ist ein Mann, der härteste Arbeit nicht scheut und vor dem Denken, dem Grübeln, dem täglichen Verändern nicht zurückschreckt. Seine Studierstube? Ein kleiner wbk-farbener, orangegestrichener Bauwagen. An den Wänden Zeichnungen, Skizzen, Netzplantermine – sonst nichts. Oft noch nach Feierabend liest er in den Plänen wie andere spannende Romane. Das Gelesene, das Erkannte gibt er weiter an jeden in seiner Brigade. Daher ist der Plan keinem ein Brief mit sieben Siegeln. Als Herbert Kohlmann den Spruch zur Grundsteinlegung des Leninplatzes vortrug, montierte die Brigade noch die 25geschossige „Windmühle", nahe der neuen Markthalle. Damals wußte er schon: Meine Brigade wird hier Bauherr sein! Und ihn faszinierten diese eigenwilligen, dreifach gestaffelten Hochhausriesen: „Das ist mal etwas, was meinen Jungs den Kopf verdrehen könnte", sann er bei der Grundsteinlegung.

Seither verging kaum eine Versammlung der Brigade, kaum eine Frühstückspause, bei der Brigadier Kohlmann nicht über die künftige Aufgabe sprach. Und er sollte recht behalten. Die Brigade hängt ihr Herz an diese neue Baustelle. Die Geister, die Herbert Kohlmann rief, wurde er nicht mehr los. Bald wollte niemand mehr „Windmüller" sein. Das Kollektiv drängte darauf, von der neuen Baustelle Besitz zu ergreifen.

Bild rechts

Die Montage der Hochhausgruppe am Leninplatz (Mai 1969)



Bild unten

Hier entsteht einer der schönsten Plätze der sozialistischen Hauptstadt – der Leninplatz. Die ersten Geschosse der Hochhausgruppe sind montiert (Juni 1969)

Weiter sehen – tiefer denken

Heute an jene Zeit erinnert, spürt man, wie der vitale, schwarzhaarige Brigadier andere begeistern kann. Wie oft mag er diesen Satz schon in die Tat umgesetzt haben: „Wenn einem Bauarbeiter etwas von der Hand gehen soll, muß es ihm zuvor durch den Kopf gegangen sein." Der stämmige, untersetzte Brigadier lebt beim Sprechen auf: „Der Bauarbeiter muß heute weiter sehen und tiefer denken als einer, der früher die Kelle schwang." Mit kreisförmiger, weitausholender Armbewegung unterstreicht er: „Der Bauarbeiter unserer Tage muß die ganzen Zusammenhänge unserer Politik begreifen." Dieses dreimalige drängende Muß ist dem Genossen Kohlmann Verpflichtung, jeden im Kollektiv zum klassenbewußten Kämpfer zu erziehen. Und mancher, der neu in die Brigade kam, ist es auf dem Leninplatz geworden.

Gruß an den Freund

„Die Jugend gewinnst du nicht ohne die Alten", meint Genosse Kohlmann. Daran hielten sich die Genossen und die Gewerkschafter. Als es um die FDJ-Gruppe ging, sprachen auch die erfahrenen Bauarbeiter ihr Wort mit. Ihre ganze Sorgfalt richtete die Parteigruppe auf die Jugend. Ob Parteigruppenorganisator Paul Malitzky oder Genosse Achim Pokrandt – viele sprachen mit den Jugendlichen. „Den Leninplatz zu bauen ist unsere bisher schönste Aufgabe", sagten sie, und erzählten von Lenin, von seinem Kampf für die Befreiung der Arbeiterklasse. Sie begründeten die tiefe Freundschaft zur Sowjetunion als Unterpfand der Stärke unserer Republik. Sie machten es den vierzehn jungen Bauarbeitern zur Ehrensache, Mitglied der FDJ zu sein. Und die Brigade hat auch einen Patenschaftsvertrag mit einer Schulklasse der 17. Oberschule in Lichtenberg.

Am 8. Mai 1969, dem Tag der Befreiung, überbrachten die Bauleute vom Leninplatz dem Botschafter der UdSSR, Genossen Pjotr Abrassimow, ihren Gruß. „Wie alte Freunde sind wir empfangen worden", erzählt Herbert Kohlmann begeistert. „In dem Brief haben wir versichert, die Wettbewerbsziele zum 20. Jahrestag unserer Republik zu erreichen und um den Ehrennamen ‚Brigade der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft' zu kämpfen."

Das ist ein Kampfziel. Vor Jahren hätten sich weder der Betonbauer Fred Bülow noch der Kranführer Manfred Reiber und mancher andere eine solche Aufgabe gestellt. Heute ehren sie Lenin, indem sie Häuser bauen.

Ein Riese inmitten der Stadt

In vielen Großstädten unseres Erdballs gibt es Türme. Sie sind markante Wahrzeichen, kündend vom Fleiß und Können der Bauleute und Architekten vieler Jahrhunderte. In unseren Jahrzehnten gesellen sich zu den vertrauten Silhouetten der Städte neue Türme. Sie ragen in den Himmel, höher und schneller gewachsen als all ihre Vorgänger. Stahl und Beton, die wichtigsten Baustoffe unserer Zeit, geben ihnen die Stabilität, die der Laie hinter so einem schlanken Bau kaum vermutet. Diese Türme von heute – sie stehen im Dienst der Technik, sind unentbehrlich für Funk und Fernsehen – findet man in Moskau, Paris, Belgrad, Wien und anderenorts. Nunmehr wurde auch die Silhouette der Hauptstadt der Deutschen Demokratischen Republik mit so einem kühnen Bau bereichert.

Berlin erhielt nach Moskau den zweithöchsten Fernsehturm der Erde. 365 Meter hoch reckt er sich in den Himmel. Zweierlei unterscheidet ihn jedoch von seinen „Geschwistern" in anderen Ländern. Der Berliner Turm hat seinen Standort genau im Herzen der Stadt, und die Einrichtungen für den Sendebetrieb sowie das Café und eine Aussichtsplattform sind erstmals in einer stählernen Kugel untergebracht. Da man in die Hauptstadt über ein Netz von Radialstraßen aus dem Norden und Osten gelangt, wurde dieser Standort am Alexanderplatz gewählt. Schon von weitem grüßt der Turm die Besucher, ihnen gewissermaßen den Weg in das Zentrum weisend. Im Jahre 1966 begannen die Arbeiten, anfangs von den Berlinern kaum bemerkt. Ein mächtiges Fundament aus Beton und Stahl war zunächst zu bauen. Dann aber begann der „Riese" zu wachsen. Meter um Meter. Ein stählernes Schachtgerüst, das während des Betonierens die Kletterschalung trug, brachte den Turm auf Höhe. Anfang Juni 1967 hatte der Betonschaft die Höhe von 250 Metern erreicht. Beträgt sein Durchmesser zu ebener Erde 30 Meter, so verjüngt er sich bis zur Spitze auf neun Meter. Über 8 000 Kubikmeter Beton, Tausende Tonnen Stahl für die Bewehrung und Armierung waren eingebracht. Parallel begann schon der Innenausbau.

Im August desselben Jahres begann eine weitere Bauetappe. Der Schaft erhielt eine tellerförmige Krone, eine „Hutkrempe", wie die Berliner das Tragepodest getauft haben. Es hat einen Durchmesser von 16 Metern, darauf stationiert war ein Spezialkran, der den „Lufttransport" der Segmente der Turmkugel und der Antenne übernommen hatte.

Das Jahr 1968 brachte die erregendste Bauetappe am Turm. Am 29. März 1968 begann die Montage der Turmkugel. Ihr stählernes Gerüst hatte man bereits zuvor an einem Ersatzschaft auf der Baustelle, nahe dem Berliner Rathaus, paßgerecht aufgebaut. Diese Vormontage war äußerst wichtig, weil in über 200 Meter Höhe keine Korrekturen möglich sind. Nach der Generalprobe wurde die Kugel wieder in ihre 140 Segmente zerlegt, um sie zu entrosten und mit einem Schutzanstrich zu versehen. Die stählernen Segmente, tonnenschwer, hievte der Spezialkran auf dem Tragepodest in über 200 Meter Höhe, wo sie die Monteure mit artistischem Können am Schaft verbolzten und verschraubten.

Die komplizierten Arbeiten zogen die Straßenpassanten in ihren Bann. Sie blickten hinauf zum Turm,

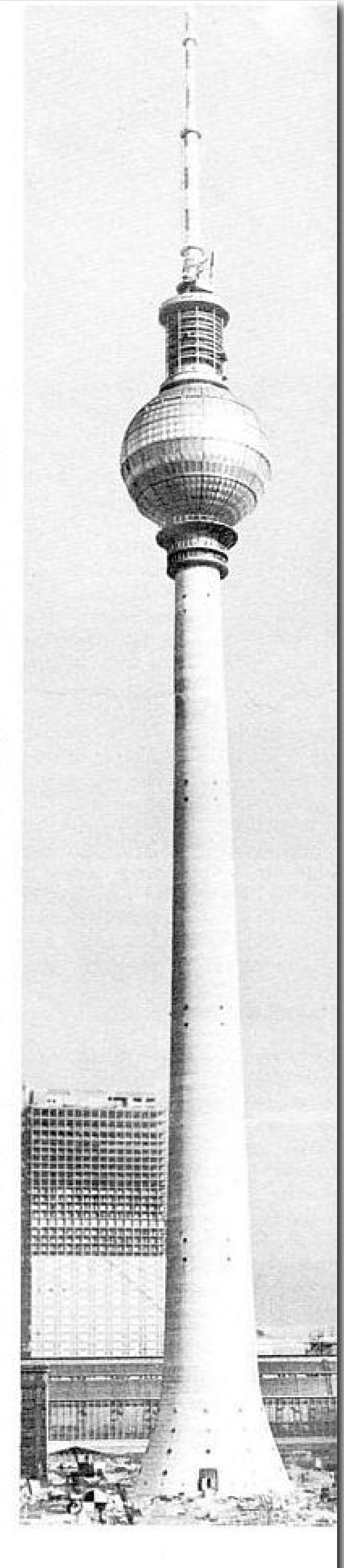




Bild links

Der Fernseh- und Ukw-Turm ist mit seinen 365 Metern das höchste Bauwerk, ein neues Wahrzeichen der Hauptstadt

Bild oben

Nach Abschluß der Betonarbeiten am Fernsehturm schwebte am 3. Oktober 1967 eine Richtkrone zur Spitze des Betonschaftes

bewunderten die Monteure. Einer der Kranführer in 250 Meter Höhe war ein junger Berliner. Seine Kollegen nannten ihn scherzhaft den „höchsten Mann Berlins". Während jeder Luftreise eines Segments war er über Sprechfunk und industrielles Fernsehen mit den Monteuren und dem „Bodenpersonal" verbunden. Sicherheit war Trumpf auf dieser Baustelle. Alle Monteure waren bei ihren Arbeiten durch Gurte und Leinen gesichert. Die Turmleute sind stolz, daß sie unfallfrei gearbeitet haben.

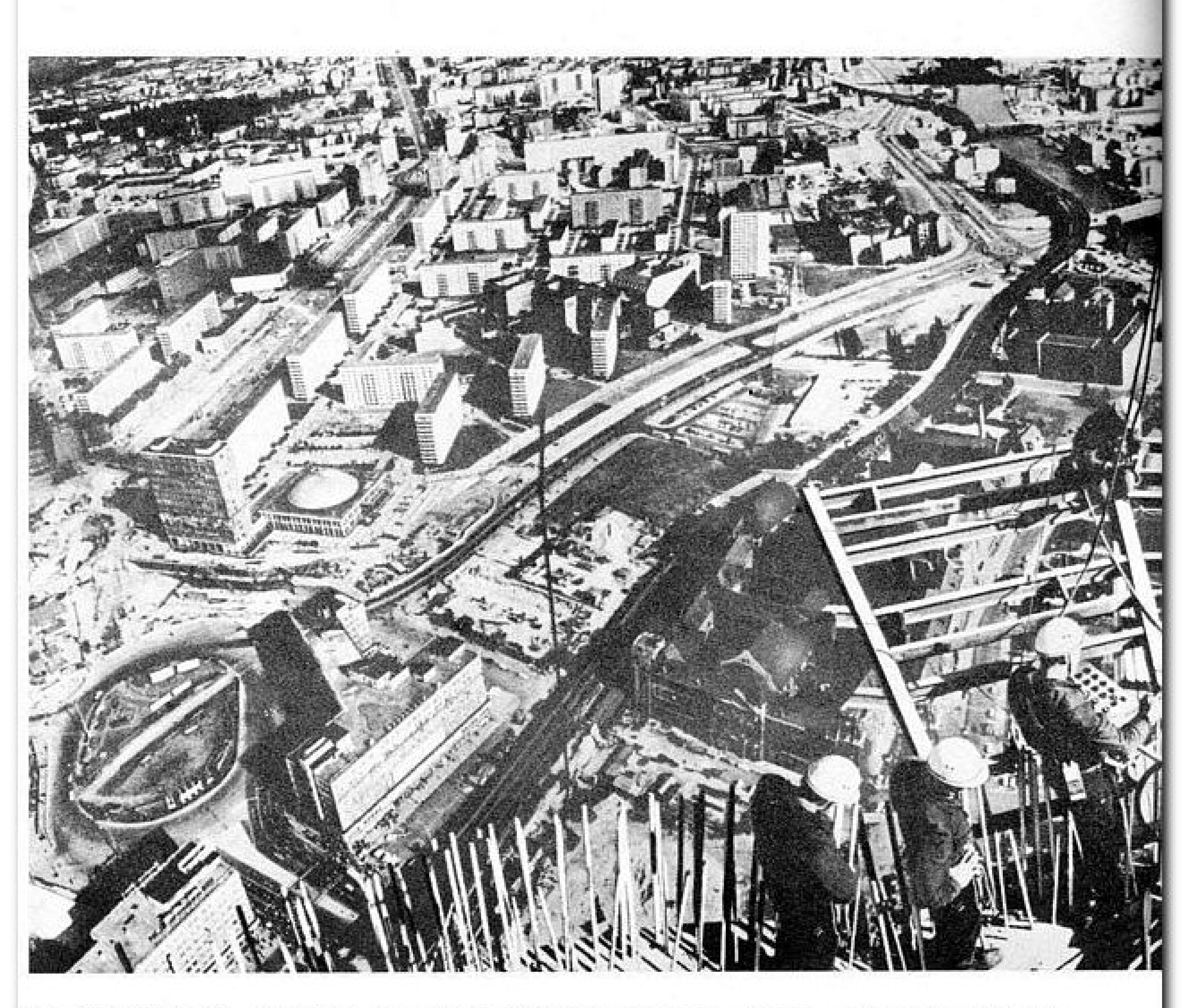
Die Turmkugel – ihr Durchmesser beträgt 32 Meter – erhielt eine silberglänzende Außenhaut aus millimeterstarkem Nirosta-Stahl. Sie ist in 1 060 Facetten gegliedert, kleine pyramidenförmige Erhebungen, die wirkungsvoll das Spiel des Lichts kontrastieren. Sieben Geschosse befinden sich in der Kugel, fünf für technische Einrichtungen und für den Sendebetrieb, während zwei ausschließlich den Besuchern gehören. In fast 204 Meter Höhe befindet sich die Aussichtsplattform, dreieinhalb Meter darüber, durch eine Freitreppe zu erreichen, das Tele-Café. In diesen beiden Etagen ist ein Fensterband in die Außenhaut eingelassen. Der Rundblick über die Hauptstadt bis in die wald- und seenreiche Umgebung ist gewiß für jeden Besucher aus nah und fern ein unvergeßliches Erlebnis.

Die Berliner, bekannt für ihre Schlagfertigkeit und ihren Mutterwitz, waren erfinderisch, wenn es um den Riesen ging. Schon mancher Witz macht die Runde. Beispielsweise der: Nach der Eröffnung des Tele-Cafés gibt ein Mann mit langem Bart dem Fahrstuhlführer ein Kinderbillett. Dieser stutzt, worauf der „Greis" sagt: „Ich stehe schon so lange an, um einen Platz im Café zu bekommen."

Dieser Mutterwitz, so meinen die Männer vom Turm, gefiele ihnen. Beweise er doch, daß die Berliner mit ihrem „Riesen" auf du und du stehen.

Die „Flügel" des Turmes

Die Umbauung des Fernsehturmes zwischen der Rathaus- und Liebknechtstraße



Der Fernsehturm im Zentrum ist das dominierende Bauwerk. Dem schlanken Turm soll ein plastisch-dynamisches Bauwerk zugeordnet werden, um den weiten Raum zwischen Rathaus-/Liebknechtstraße städtebaulich zu verspannen und vielfältig zu gliedern. Auch war eine Lösung zu finden, die den Turm bis zu seiner Basis freistellt, damit der Besucher ihn in seiner ganzen Schönheit erfassen kann. Die Projektanten haben sich für ein harmonisch gegliedertes Faltdach entschieden, weil von den vielen umliegenden Gebäuden auf den rund elf Meter hohen Bau gesehen werden kann. Gerade aus dieser Sicht soll sich dem Beschauer ein eindrucksvolles Bild bieten. Außerdem ist er als ein Bindeglied zwischen Stadt und Turm gedacht. Im Obergeschoß sind die beiden „Flügel"

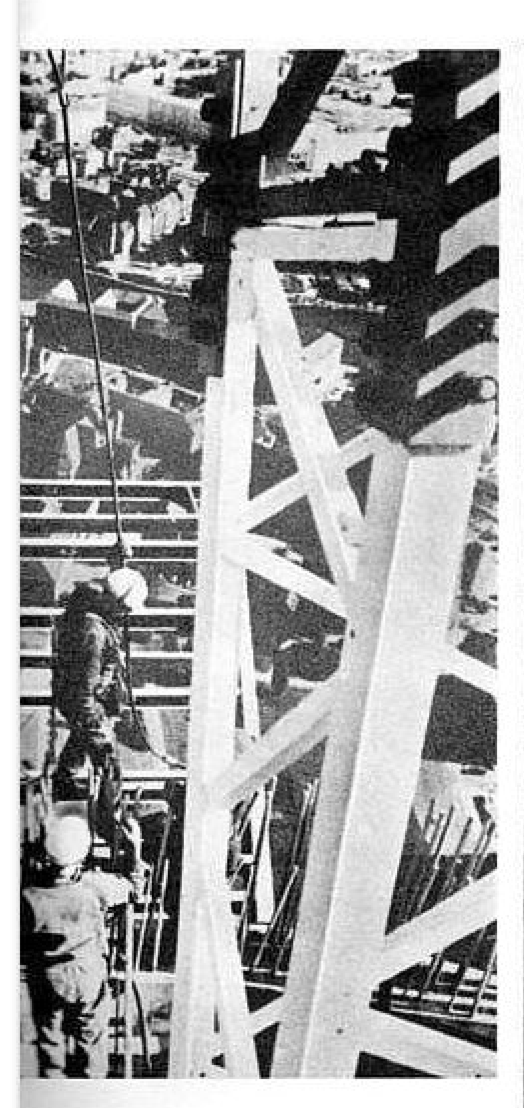


Bild oben

Mit äußerster Präzision und stets unfallfrei arbeiteten die Stahlbaumonteure beim Bau des Fernsehturmes

Bild rechts

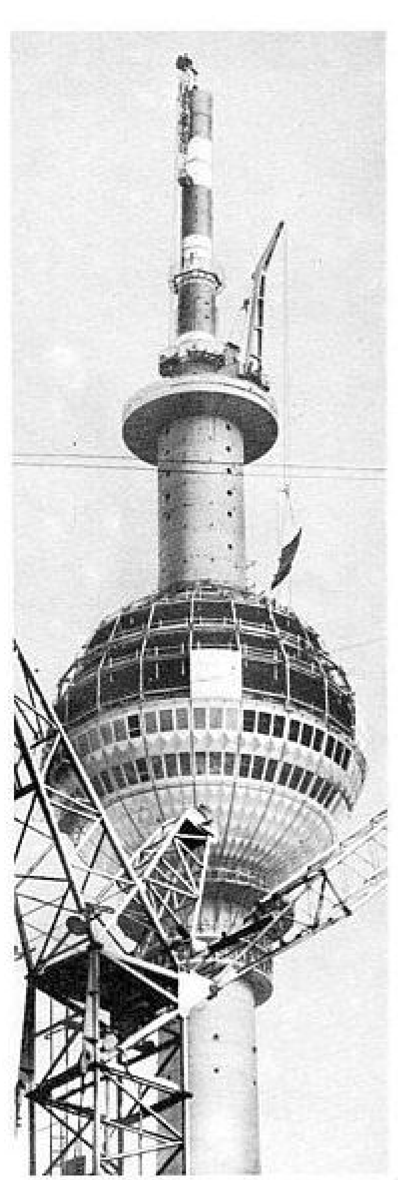
Eine Nachtaufnahme von der Montage der Turmkugel (August 1968)

Bild oben

Das Eingangsbauwerk des Fernsehturmes, das zum 20. Jahrestag der DDR übergeben wurde

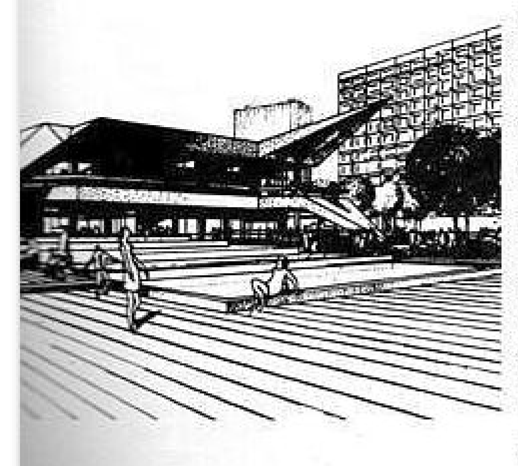
Bild unten

Die beiden Trakte der Umbauung des Fernsehturmes mit Gaststätte und Ausstellungsräumen, die bis Ende 1970 fertiggestellt werden



Die Montage der Turmkugel (August 1968)





und das Eingangsbauwerk am S-Bahnhof Alexanderplatz durch ein Plateau miteinander verbunden. Da im Erd- und Obergeschoß die Fassaden zurückgezogen sind, entsteht ein überdachtes Wegesystem für den Besucher. Mit den zwei geneigten Dachflächen am Eingang zum Turm (vom Alexanderplatz) wollen die Architekten eine portalartige Wirkung erreichen.

Tausend Gaststättenplätze

Die Turmbebauung gliedert sich in drei zweigeschossige Trakte, den Turmzugang vom Alexanderplatz, einen für Gastronomie und Information und einen für Ausstellungen. Der für Gaststätten vorgesehene Trakt erhält u. a. im Erdgeschoß ein Selbstbedienungsrestaurant mit 250, ein Espresso mit 75 Plätzen und einen Vortragsraum der Berlin-Information für 110 Personen. Im Obergeschoß befinden sich ein Café mit 240, ein Stadtrestaurant mit 210, zwei Gesellschaftsräume mit 30 bzw. 70 Plätzen und im Sommer zusätzlich 150 Terrassenplätz.e Insgesamt gibt es rund 1 000 Gaststättenplätze in den Bauten am Fuß des Turmes.

Im Trakt für Ausstellungen befinden sich in beiden Geschossen große Ausstellungsräume mit einer Gesamtfläche von rund 2 400 Quadratmetern.

Das Eingangsbauwerk zum Turmfuß – vom S-Bahnhof Alexanderplatz zu erreichen – wurde bis zum 20. Jahrestag der Republik fertiggestellt. Die beiden Haupttrakte, für Gastronomie und Ausstellungen, sollen Ende 1970 übergeben werden. Dem Bereich der großen Freitreppe – man erreicht sie später von der Spandauer Straße, dort, wo bereits der Neptun-Brunnen montiert ist – werden acht in der Höhe gestaffelte Wasserbecken vorgelagert. Sie flankieren den Hauptweg zum Turm. In den Becken installierte Düsen- und Scheinwerfergruppen werden künftig reizvolle Wasserspiele mit vielen Lichteffekten ermöglichen.

Es steht außer Zweifel, die Projektanten, Architekt Dr.-Ing. Walter Herzog, Architekt (BDA) Heinz Aust, der Statiker Dipl.-Ing. Rolf Heider und die anderen Mitarbeiter des Entwurfskollektivs vom Projektierungsbetrieb des Bau- und Montagekombinates Ingenieurhochbau Berlin, haben für die Umbauung des Fernsehturmes eine eindrucksvolle architektonische und städtebauliche Lösung gefunden. Sie ist unverwechselbar, sie bereichert die sozialistische Architektur.

Haus der 77 Tage

Bahnbrechende Tat der Wohnungsbauer und ihrer Kooperationspartner

Der 11. Dezember 1968 war ein Meilenstein in der Geschichte des Bauwesens der Hauptstadt und der Republik. Erstmals wurde ein zehngeschossiges Wohnhaus mit 118 Wohnungen nach 77 Arbeitstagen übergeben. Genosse Paul Verner, Mitglied des Politbüros und 1. Sekretär der Bezirksleitung, würdigte diese Leistung als eine bahnbrechende Tat des Wohnungsbaukombinates Berlin und seiner rund 30 Kooperationspartner. Dieser Bau wurde 93 Tage früher fertiggestellt als die bis dahin errichteten Häuser der Wohnungsbauserie „Berlin". Erstmals wurde, gestützt auf die Erfahrungen des Moskauer Häuserbaukombinates Nr. 1, der gesamte Bau – von der Projektierung, der Vorfertigung, dem Transport und der Montage sowie dem Ausbau unter einheitlicher Leitung – wissenschaftlich kombiniert. Mit dieser neuen Berliner Technologie konnte die Bauzeit über die Hälfte verringert werden. Eines der brennendsten Probleme – zu lange Ausbauzeiten und nicht kontinuierlicher Materialfluß – konnte damit gelöst werden. Diese Technologie eröffnete neue Perspektiven nicht nur für den Wohnungsbau.

Zu dieser denkwürdigen Übergabe des Baus waren alle erschienen, die Anteil am Gelingen des Werkes haben: Genosse Paul Verner, Stadtrat Günter Peters und der Hauptdirektor des Wohnungsbaukombinates, Eugen Schröter, Vertreter der Kooperationsbetriebe.

Das Haus hat eine besondere Geschichte. Sie reicht zurück bis in die Dezembertage des Jahres 1967. Damals weilte eine Delegation Berliner Bauschaffender in der sowjetischen Metropole zum Erfahrungsaustausch im Moskauer Häuserbaukombinat Nr. 1. Die Bauleute



Ingenieur Gerhard Stellmacher, Leiter der Abteilung Forschung und Entwicklung im Wohnungsbaukombinat (rechts), berichtet Genossen Paul Verner (links) über die sozialistische Gemeinschaftsarbeit zwischen dem Kombinat und seinen Kooperationspartnern

gingen davon aus, daß man den wissenschaftlich-technischen Höchststand vor allem in der Sowjetunion studieren muß, weil dort die größten Erfahrungen beim Aufbau des Sozialismus vorhanden sind. Dieser Grundsatz hatte sich erneut bewährt. Reiche Erfahrungen brachte die Delegation aus Moskau mit, freundschaftlich und uneigennützig übermittelt von den sowjetischen Kollegen. Die Berliner lernten neue Technologien des industriellen Bauens kennen. In Moskau brauchte man für einen unseren zehngeschossigen Wohnhäusern ähnlichen Bau rund 13 Wochen. Wir hingegen benötigten rund 8 Monate. Das Wesentliche war: Montage und Ausbau erfolgten parallel. 60 Prozent aller Ausbauarbeiten sind in die Vorfertigung verlagert. Türen, Wände und Deckenelemente kommen einbaufertig zum Bauplatz. Montage und Ausbau erfolgen in zwei Zyklen.
Im ersten Zyklus – zwei bis drei



Das ist der zehngeschossige Wohnblock in der Georgenkirchstraße – in der Rekordzeit von 77 Tagen vom Wohnungsbaukombinat erbaut.

Tage nach Montagebeginn – erfolgt bereits der Ausbau. Dazu gehören die Installation der Heizung, Tischlerarbeiten, Nachputzarbeiten usw. Wenn das sechste Geschoß montiert ist, sind die unteren fünf Geschosse schon an die Heizung angeschlossen.
Im zweiten Zyklus werden ausschließlich Maler- und Fußbodenarbeiten ausgeführt. Hinzu kommt eine vorbildliche technologische Disziplin aller Gewerke. Das Betonwerk des Kombinates liefert auf die Stunde genau die benötigten Fertigteile. Die Ausbaumaterialien kommen mit der gleichen Präzision aus dem Baustoffkombinat.

Diese Erkenntnisse galt es schöpferisch auf unsere Bedingungen anzuwenden. Die Partei drängte darauf, daß diese Erfahrungen schnell in die Praxis überführt werden. Das haben die Wohnungsbauer und ihre Kooperationspartner geschafft. In nur einem Jahr wurde die neue Technologie entwickelt und am Haus in der Georgenkirchstraße erprobt. Eine großartige Leistung. Sie fußt auf einer umfangreichen sozialistischen Gemeinschaftsarbeit. Drei sozialistische Arbeitsgemeinschaften wurden gebildet: eine widmete sich den kürzeren Bauzeiten, die zweite der Einführung des Behältertransports (Container und Paletten) der Baumaterialien und eine dritte entwickelte ein Universalsortiment für den Wohnungs- und Gesellschaftsbau.

So wurde in der Forschungs- und Entwicklungsabteilung des Wohnungsbaukombinats intensiv an der neuen Technologie gearbeitet. Ein

besonderes Verdienst ihres Leiters, Bauingenieur Gerhard Stellmacher, und des Technischen Leiters des Betriebes II, Ingenieur Otto Pfeng. Dieser Arbeitsgemeinschaft, die sich der Verkürzung der Bauzeiten widmete, gehörten Brigadiere, Meister und Kooperationspartner an. Dazu zählen auch das Baustoffversorgungskombinat Berlin und sein Hauptdirektor Werner Hahn, die VEB Elektromontage, Technische Gebäudeausrüstungen, Berliner Aufzugs- und Fahrtreppenbau, Stuck und Naturstein sowie die Metag KG, ein Spezialbetrieb für Isolierungen.

Das war Neuland für das Kombinat und seine Kooperationspartner. Bauarbeiter und Brigadiere, mit den Moskauer Erfahrungen vertraut gemacht, waren begeistert.

Was meinten die Erfahrensten von ihnen? „Die dreischichtige Montage klappte", erklärte Montagebrigadier Kurt Bromberg. Nicht zuletzt führte die Dreischichtarbeit dazu, die Montagezeit von 40 auf 36 Tage zu verringern, 1 600 Stunden einzusparen.



Das sind 12 Bauleute, die sich bei der Einführung der neuen Technologie besonders bewährt haben: Produktionsleiter Bruno Franke, der stellvertretende Produktionsleiter Hermann Roderhau, Obermeister Erwin König, Obermeister Horst Marschner, Montagebauleiter Werner Damerow, Brigadier Horst Kokro, Koordinierungsingenieur Hans-Joachim Müller, Technologe Jürgen Schulze, Ausbau-Bauleiter Peter Meyer, Ausbaubrigadier Gustav Wirth, Abschnittsleiter Heinz Gischke und Joachim Krüger von der Abteilung Forschung und Entwicklung (v. l. n. r.)

Ausbaubrigadier Gustav Wirth sagte: „Die Gemeinschaftsarbeit mit allen Koperationspartnern zahlte sich aus."

Genosse Paul Verner dankte nach einem Rundgang den Bauschaffenden für ihre Leistungen und überbrachte ihnen die Glückwünsche des Genossen Walter Ulbricht, der sich in der Aussprache nach der Grundsteinlegung des Leninplatzes am 7. November 1968 anerkennend über ihre Arbeit ausgesprochen hatte.

Stadtrat Günter Peters zog an diesem Tage Schlußfolgerungen für das Berliner Bauwesen:

1. Die enge sozialistische Gemeinschaftsarbeit hat sich sowohl innerhalb des Wohnungsbaukombinates als auch mit allen Kooperationspartnern bewährt, begonnen bei der technologischen Vorbereitung bis zur Baudurchführung auf der Baustelle in der Georgenkirchstraße.

2. Mit der Bauzeit von 77 Tagen beweisen wir, welche großen Reserven auf technologischem Gebiet er-

schlossen werden können. Mit der überlagerten Baudurchführung von Rohbau und Ausbau bei voller Durchsetzung eines hocheffektiven Dreischichtbetriebes in der Montage war es möglich, die Bauzeitnorm erheblich zu unterbieten. Das hat nicht nur Bedeutung für den Wohnungsbau, sondern auch für den Gesellschaftsbau. Es ist erfreulich, daß auch am Haus der Statistik eine ähnliche Technologie durch den VEB Ausbau unter Leitung seines Direktors Willi Kornmesser gemeinsam mit dem VE BMK Ingenieurhochbau und anderen Kooperationspartnern entwikkelt wurde.

3. Die Baudurchführung zeigt, welche großen Möglichkeiten zur Verbesserung der Materialökonomie erschlossen werden können. Durch die bautechnologische Versorgung durch das Baustoffkombinat Berlin und die Anwendung von Container- und Palettensystemen kann die Lagerhaltung reduziert und der Materialverbrauch erheblich gesenkt werden. Das ist für die weitere Entwicklung der Effektivität aller Baukombinate und Betriebe von großer Bedeutung.

4. Die Technologie stellte völlig neue Anforderungen an die technologische Disziplin aller am Bau tätigen Kollektive. Dank der guten Vorbereitung konnten alle am Bau Beteiligten, ob Bauleitung oder Brigaden, diese Aufgaben lösen.

Das Haus der 77 Tage beweist: Die schöpferische sozialistische Gemeinschaftarbeit eröffnete neue Perspektiven für das Bauwesen. Die Berliner Wohnungsbauer, gestützt auf die Erfahrungen aus der sowjetischen Metropole, nahmen Kurs auf den Welthöchststand.

Studenten „mischen" im Zentrum mit



Rektor Prof. Dr. Karl-Heinz Wirzberger (Mitte) leistete im Juni 1969 gemeinsam mit Studenten und Hochschullehrern am Alex eine Vietnamsonderschicht

In den Sommermonaten – das ist nun schon gute Tradition – helfen Studentinnen und Studenten beim Aufbau des Stadtzentrums. Sie verlassen dann für zwei oder drei Wochen ihre Hörsäle, um tüchtig mitzumischen – wie es in einem neuen Jugendlied heißt –, daß alle Bauten termingerecht fertiggestellt werden. 5000 Studenten waren es im Jubiläumsjahr der Republik, die von Juni bis September mit Hand anlegten. Selbstverständlich wurden keine Abstriche vom Studium gemacht.

Die Bauarbeiter haben guten Kontakt zu „ihren" Studenten, die sie schätzen, weil sie zuzupacken verstehen, gute Arbeit leisten. Die freundschaftlichen Verbindungen entspringen nicht allein der gemeinsamen Arbeit. Für die Studenten ist der Arbeitseinsatz zugleich die Möglichkeit der Begegnung mit jungen Bauarbeitern. Gemeinsam wurden Singeabende, FDJ-Treffen, Wanderungen und Reisen veranstaltet. Bauarbeiter und Studenten sind Mitglieder des sozialistischen Jugendverbandes. Wer sie auf den Baustellen oder bei gemeinsamen FDJ-Treffen erlebte, der fand in ihrem Wirken bestätigt, wie sich unsere sozialistische Menschengemeinschaft entwickelt hat.

Habt Dank, ihr Studenten im Blauhemd, für euren oft bewiesenen Fleiß beim Aufbau des Stadtzentrums.

Frauen auf dem Bau

Hut ab vor diesen Männern – das fast schon geflügelte Wort hört man nicht selten, wenn Besucher aus nah und fern die Baustellen im Zentrum besichtigen. Stimmt schon, dennoch schließt dieses Lob nur die halbe Wahrheit ein. Schließlich sind es nicht wenige Frauen, die auf dem Bau ihren Mann stehen. Längst sind sie in unserer Republik gleichberechtigt, vollbringen Leistungen, die Achtung gebieten. In vielen Bauberufen haben sie sich ihr Arbeitsfeld erobert. Sie dirigieren Kräne, sind Meister, Technologen, Bauingenieure oder Architekten. Einige von ihnen seien hier genannt. Da wäre Dipl.-Ing. Ursula Handke. Sie arbeitet im Tiefbaukombinat in der Planung und Bilanzierung. In Moskau hat sie studiert. Sie hat mit Elan im großen Kollektiv der Tiefbauer mitgewirkt beim Aufbau des Zentrums.

Oder: Mehr als sieben Jahre arbeitet Dipl.-Ing. Liselotte Schlecht im Wohnungsbaukombinat. Sie begann nach ihrer Assistenzzeit als junge Bauleiterin. In der Praxis bestand sie ihre Bewährungsprobe. Heute ist sie Leiter der Staatlichen Bauaufsicht im WBK, doch lernt sie weiter. In einem Zusatzstudium will Liselotte Schlecht die elektronische Datenverarbeitung beherrschen lernen.

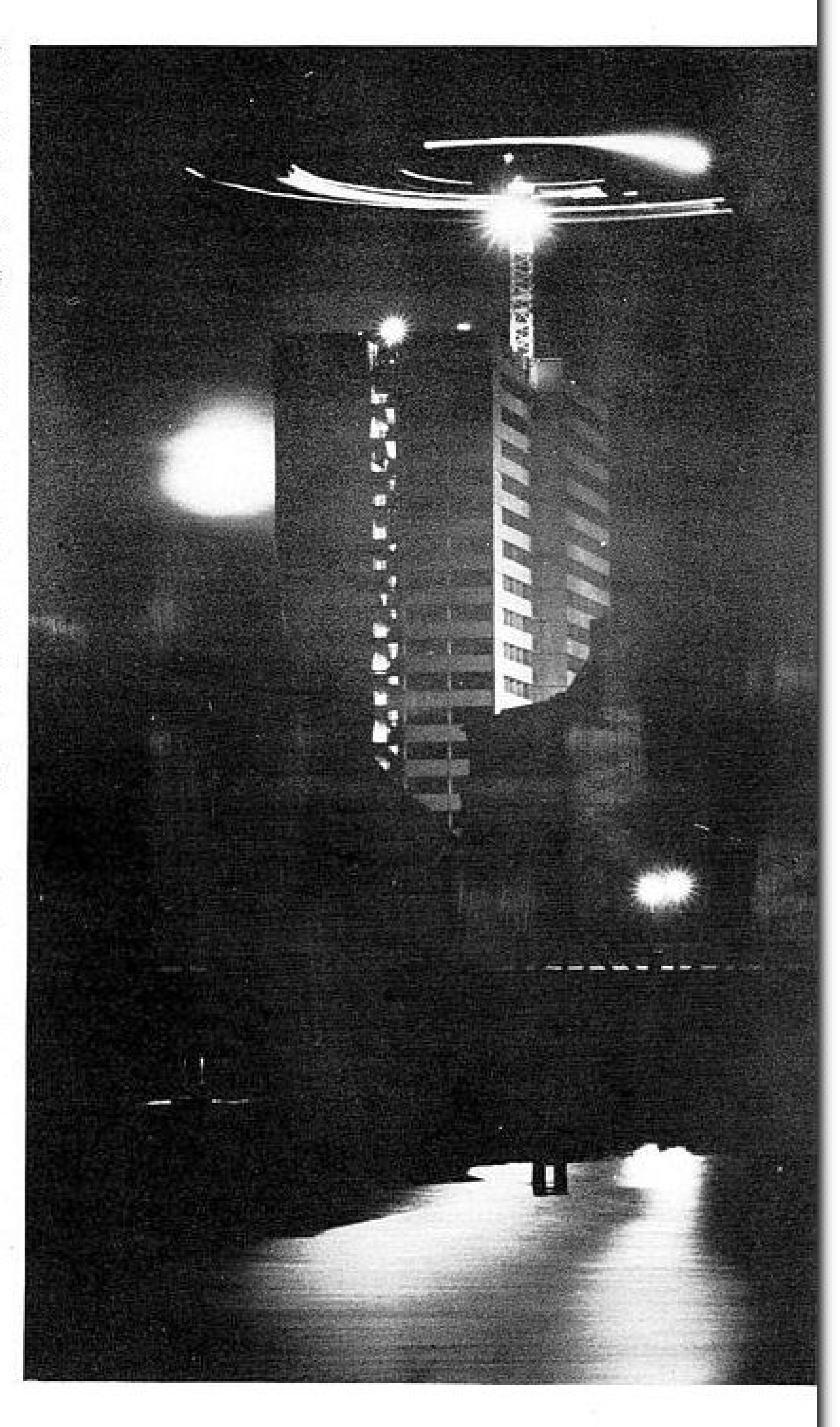
Und schließlich: Bauingenieur Jutta Miegel vom BMK Ingenieurhochbau. Jung und voller Optimismus, hat sie sich mit Energie der Technik auf dem Bau verschrieben. Sie gehört zu einem Kollektiv junger Ingenieure – Frauen und Männer –, das technische Pionierarbeit leistet. Jutta Miegel half mit, den Transport des Betons von der zentralen Mischanlage in der Burgstraße zu den Baustellen zu optimieren.

Hut ab vor allen Frauen auf dem Bau.



Frauen als Bauingenieure: Inge Petri und Jutta Miegel und Rainer Uelze (v. l. n. r.) vom BMK Ingenieurhochbau

Berlin bei Nacht

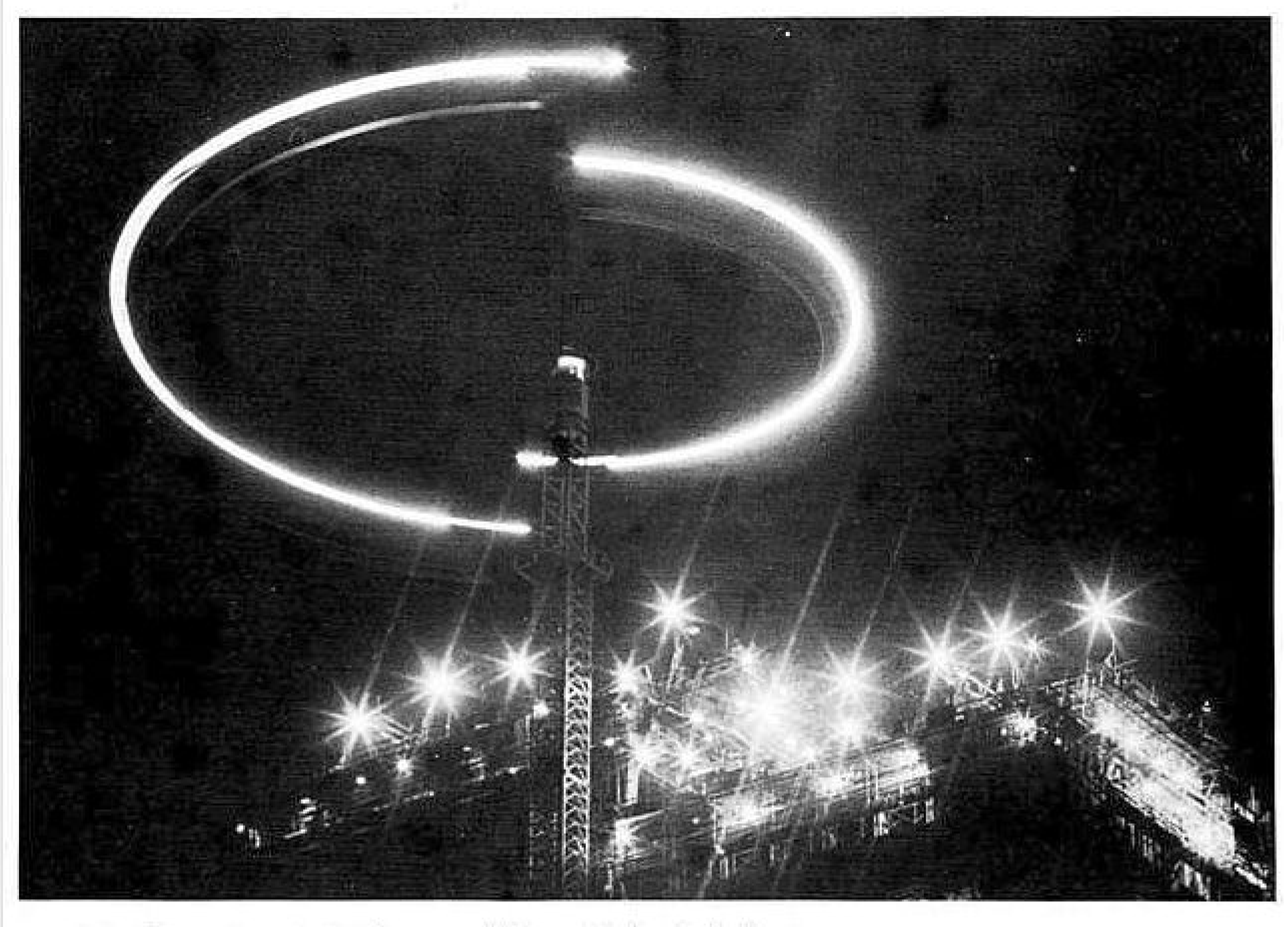


Es gleißt und glitzert, funkelt und strahlt in Rot, Blau, Violett, Grün und Gelb – nachts am Alexanderplatz. In Weiß und Schwarz hat der Fotograf das bunte Spiel der Farben eingefangen, das die Lampen und Scheinwerfer am Bau des Hotels „Stadt Berlin" und auf der Fischerinsel aufführen. Und doch gibt sein Bild die ganze phantastische Schönheit des sich hier allnächtlich darbietenden Lichtergefunkels wider. Ja, seiner speziellen Kunst ist es gelungen, das Dynamischste der Szene festzuhalten; den schwungvollen, vom Kran in schnellem Tempo gezogenen Kreis, den der Betrachter auf der Baustelle niemals mit bloßem Auge erfassen wird.

Keine Märchenlandschaft also. Nein, ein alltägliches Bild von der Nachtschicht auf dem größten Bauplatz der Hauptstadt unseres Landes, dem Zentrum Berlin.

Nachtschicht! Wie in weitem Umkreis in den Fabriken die Nacht zum Tage gemacht wird, so auch hier oben auf der Baustelle. Doch was seit langem in den großen Werken gang und gäbe, kannte man noch vor wenigen Jahren nicht auf dem Bau. Wenn die Sonne sank, legte der Maurer die Kelle aus der Hand: Feierabend.

Die mächtigen Kräne, Bagger, Greifer, Bulldozer, Betonkanonen – teure Grundmittel, wie sie der Ökonom nüchtern bezeichnet – änderten das Tagewerk der Bauleute



gründlich. Sie machten es leichter und forderten dennoch gebieterisch ein Mehr: die Nachtarbeit.

Der dort oben im Kran seine Kreise zieht, weiß, daß eine Raststunde des Ungetüms mehr kostet, als er selbst im Monat nach Hause trägt. Es ist unser aller Reichtum, den er mehrt, wenn der Kran auch nachts ausschwingt. Weil es zu unser aller Nutzen ist, wenn die technischen Aggregate voll ausgelastet werden, nahmen die Männer vom Bau auf sich, was die Nachtschicht an Beschwerlichem mit sich bringt.

Bei Nacht am Alexanderplatz in Berlin hat der Fotograf Schönheit und Romantik der Technik eingefangen. Dahinter aber stehen die neuen Größenordnungen der Bauleute.

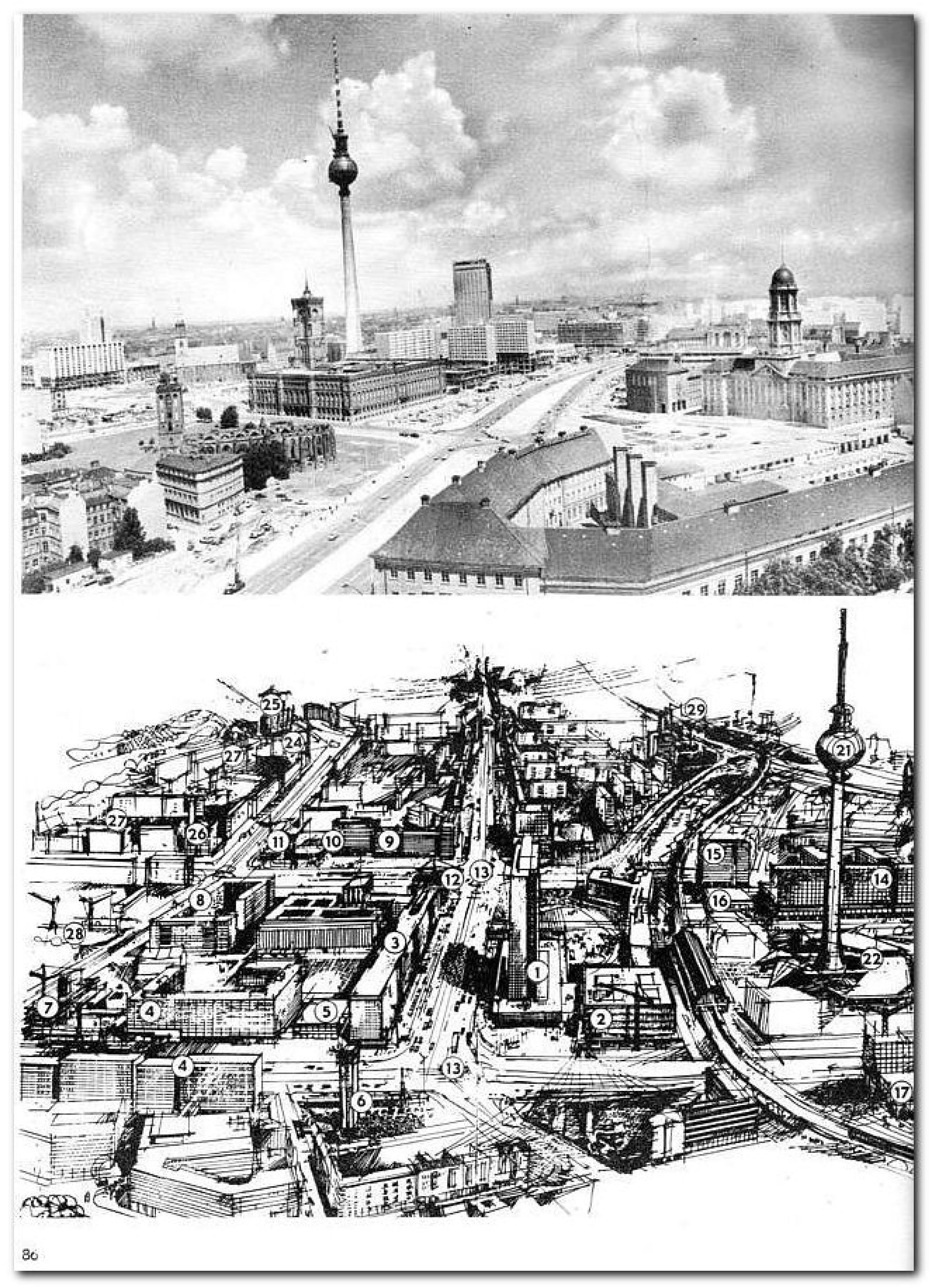

25
29
24
27
21
27
26
11
10
9
15
12
13
14
8
16
28
3
1
22
7
4
5
2
4
13
6
17



Bild oben

Ein Panorama vom neuen Stadtzentrum – aufgenommen von einem der 21geschossigen Wohnhochhäuser auf der Fischerinsel (Juni 1969)

Bild unten

Investitionskomplex Stadtzentrum
So wird die Hauptstadt ihr Gesicht bis zum 20. Jahrestag der Republik verändern:

1 Hotel „Stadt Berlin" (Ausbau)
2 „CENTRUM"-Warenhaus (Rohbau beendet)
3 Haus der Elektroindustrie (Fertigstellung zum 7. Oktober 1969)
4 Gebäude für staatliche und wirtschaftsleitende Organe (Ausbau)
5 Betriebsgaststätte Alexanderplatz (Fertigstellung)
6 Haus der Berliner Verlage
7 ADN-Gebäude (Montagearbeiten)
8 Wohnungsbauten in der Keibel- und Mollstraße
9 Haus der Statistik (Fertigstellung zum 7. Oktober 1969)
10 VEB Maschinelles Rechnen (Roh- und Ausbau)
11 Appartementhaus Mollstraße
12 Haus der Touristik und des Reisens (im Gleitbauprozeß)
13 Verkehrslösung Alexanderplatz Übergabe Freifläche und Fußgängertunnel
14 Wohnhäuser Rathausstraße (Montage abgeschlossen, teilweise bezogen)
15 Verwaltungsgebäude Grunerstraße (Montage und Ausbau)
16 Betriebsgaststätte Rathausstraße
17 Markthalle (1. Bauabschnitt)
18 Schule (Übergabe)
19 Wohnhäuser Liebknechtstraße und Spandauer Straße (Montage fast beendet)
20 25geschossiges Wohnhochhaus
21 Fernsehturm einschließlich Telecafé (Eröffnung zum 7. Oktober 1969)
22 Fußbebauung des Fernsehturmes (im Bau)
23 Grünanlagen zwischen Rathaus- und Liebknechtstraße
24 Ringbebauung Leninplatz
25 Wohnhochhausgruppe Leninplatz (Montage und Ausbau)
26 Wohnhochhaus Ecke Hans-Beimler-Straße / Mollstraße
27 Wohngebäude südlich des Friedrichshains
28 Wohngebäude Mendelssohnstraße
29 Wohngebiet Holzmarktstraße
30 Wohnhochhäuser Fischerinsel



Das Zentrum unserer Hauptstadt im Jahre 20 der Republik

Die Bauschaffenden der Hauptstadt konnten im vergangenen Jahr auf beachtliche Leistungen im sozialistischen Wettbewerb zum 20. Jahrestag der Republik zurückblicken. Die wachsenden Bauten im Stadtzentrum – die Wohnhäuser in der Rathaus- und in der Liebknechtstraße, auf der Fischerinsel und südlich des Volksparkes Friedrichshain, das Hotel „Stadt Berlin" und das Haus der Statistik am Alexanderplatz – sind ein beredtes Zeugnis für den Elan der Berliner Bauleute. Trotz des langen Winters mit viel Schnee und strengem Frost wurden die Arbeiten mit hohem Einsatz der Berliner Bauleute fortgesetzt. Es gab dabei nicht geringe Schwierigkeiten. Im Jubiläumsjahr der Republik standen noch größere und kompliziertere Aufgaben vor den Bauarbeitern, Meistern, Technologen, Ingenieuren und Architekten. Der Volkswirtschaftsplan für 1969 verlangte die bis dahin höchsten jährlichen Bauleistungen. Das erforderte, die hochproduktiven Maschinen mehrschichtig und rationell einzusetzen. Hohe Qualität muß die Visitenkarte jedes Baukombinates sein. Sie ist das Ergebnis fruchtbarer sozialistischer Gemeinschaftsarbeit. Sie beginnt schon auf dem Reißbrett, in der Vorfertigung der Elemente und endet schließlich bei der Montage und bei den Ausbaugewerken. Das Bauvolumen erhöht sich beträchtlich. Betrugen die Leistungen im Zentrum 393 Millionen im Jahre 1968, so sind es 1969 nunmehr 554 Millionen. Der komplexe Wohnungsbau im Zentrum wird weiter forciert. Von über 5 000 geplanten Wohnungen, die 1969 übergeben werden, entstehen mehr als 3 000 im Zentrum. Im Zentrum übergeben das Bau- und Montagekombinat Ingenieurhochbau und seine Kooperationspartner das Haus der Elektroindustrie, die Gebäude der Zentralverwaltung für Statistik, des VEB Schwarzmetallprojektierung, für die VVB Stahl- und Walzwerke/VVB Energieversorgung. Dadurch schaffen wir rund 4 500 Arbeitsplätze im Zentrum. Die Zeichnung veranschaulicht, wie sich die Stadtsilhouette 1969 verändert hat. Das Tele-Café und das Aussichtsgeschoß in der Turmkugel werden ebenfalls am 7. Oktober die ersten Besucher empfangen. Ein Teil der Fußbebauung des Turmes wird fertig sein. Das Hotel „Stadt Berlin" mit seiner blauen Fassade zeigt sich schon in endgültiger Gestalt. Die weiträumigen Freiflächen am Alex tragen dazu bei, daß sich das Zentrum der Hauptstadt zum 20. Geburtstag unserer Republik – obwohl man noch vielerorts baut – würdig dem großen Feiertag präsentiert.